Erinnerungen

Félix Dahn


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





Aufn v. L. F. Gottheil, Königsberg — Photogravure u. Druck F. Ruffarth Berlin.

Felix Dahn.

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

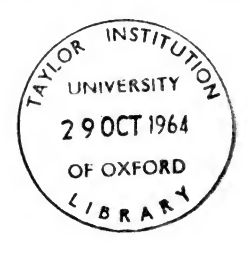
Erstes Buch.

Bis zur Universität (1834—1850).

Mit dem Bildnis des Verfassers.



Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1890.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 OCT 1964
OF OXFORD
LIBRARY

Allen,

die ich die Meinen nennen darf.

Diese Aufzeichnungen waren zunächst für die Glieder unseres Hauses und die nächsten Freunde bestimmt, nicht für die Veröffentlichung; für diese habe ich sie erst eingerichtet, da es vielfach gewünscht und weil behauptet wurde, auch weitere Kreise würden Freude an der Darstellung finden.

Bei der Umarbeitung für fremde Leser mußte nun gar Manches beseitigt werden: nur meine eignen, nicht Andrer, meist noch Lebender Geheimnisse oder — nach meinem Urtheil — Fehler darf ich unter die Leute bringen.

So enthalten diese Blätter zwar nicht „Dichtung", nur „Wahrheit aus meinem Leben": aber freilich bei Weitem nicht Alles. „Das Beste — und hier leider! auch das Schlimmste d. h. die ärgsten eignen und fremden Unvollkommenheiten und Torheiten — darf man den Menschen doch nicht sagen."

Daher giebt das Buch ein zwar — meinem besten Willen und Wissen nach — durchaus in allen Stücken wahrhaftiges, aber eben nicht ein vollständiges Bild von meinem Leben.

Auch werden ihm wohl davon Spuren noch anhaften, daß es ursprünglich gar kein „Buch", daß es ein vertrauliches Geplauder zu den Allernächsten werden sollte: so wird dem fremden Leser die Kinder- und Knabenzeit wohl viel zu breit dargestellt sein. Ich kann's nicht ändern: gerade zumeist um dieser mir unsagbar theueren Erinnerungen willen, um mich nochmal ganz in die Poesie jener frühesten Jugendzeit zu ver-

senken, habe ich das Ganze geschrieben. Langweilt's die Leser, so mögen sie's bei Seite legen.

An dem „Erfolg" d. h. an dem Absatz dieser Aufzeichnungen liegt mir wenig. Und an der sogenannten „Kritik" unserer Tage nun schon vollends gar nichts. Das durch und durch „Unmoderne" meines ganzen Wesens wird in diesen Mittheilungen schärfer noch als in meinen Dichtungen hervortreten und von den Stimmführern des „Modernen" verurtheilt werden. Ich aber lebe, denke und dichte Alles „sub specie aeterni".

Breslau, 9. Februar 1890.

I.

Geboren bin ich am 9. Februar 1834 zu Hamburg und in der Sanct Michaelis-Kirche daselbst am 10. März desselben Jahres protestantisch getauft.

Meine Aeltern, damals ein Jahr verheirathet, waren Friedrich Dahn und Constanze Dahn, geborne Le Gaye: sie waren damals Glieder des Hamburger Stadttheaters, welches sie aber bald nach meiner Geburt verließen, um einem Ruf an das königlich baierische Hof- und Nationaltheater zu München zu folgen, dem sie länger als ein Menschenalter angehörten: sechs Wochen war ich alt, als ich von Hamburg nach München mitgeführt wurde: ich blieb daselbst mit der Unterbrechung eines Jahres 1852(3), da ich in Berlin studirte, bis zum Jahre 1863, darf mich also füglich berühmen, ein „Münchener Kind" zu sein.

Leider unterlassen es bürgerliche Geschlechter in Deutschland meistens, die Verhältnisse, Verwandtschaften, Verschwägerungen, Wanderungen und Geschicke ihrer Glieder aufzuzeichnen: so giebt es keine Geschichte dieser Sippen: kaum von den Großältern weiß man noch Einiges.

So steht es auch mit meinen Vorfahren.

Ich kann nur angeben, daß mein väterlicher Großvater ein kleiner Kaufmann in Berlin war.

Eine unverbürgte Ueberlieferung will wissen, daß die Ahnen im XVI. oder XVII. Jahrhundert aus der Pfalz nach der Mark Brandenburg gewandert seien, ihr Bekenntniß — das reformirte — zu wahren gegenüber katholischer oder lutherischer Verfolgung. Allein wahrscheinlich liegt dem lediglich der Gleichlaut unseres Namens mit dem der baierischen Grafschaft Dahn*) in der Pfalz zu Grunde.

---

*) Mein lieber Freund Oberbibliothekar Dr. Sigmund Riezler zu München schreibt mir auf eine Anfrage über die älteste Erwähnung und früheste Schreibung dieses Namens

Die einfachste Erklärung unseres Namens wäre wohl die aus dem Volksnamen Dan, der Däne: es sind ja Geschlechternamen häufig so entstanden: Baier, Schwab, Fries, Sachs, Düring, Döring: allein schon im XII. Jahrhundert begegnet der Umlaut: „Däne", „Dene".

Und keine Namendeutung ist wissenschaftlich statthaft, fehlt — wie hier — die Kenntniß der ältesten Schreibung.

Meine Mutter ist halb französischer Abstammung. Der Vater, Monsieur Le Gaye, war Hofcapellmeister (? jedesfalles Hofmusiker) des Königs Jérôme zu Kassel,

gütig: „Die älteste Erwähnung von Dahn an der Lauter scheint in der Urkunde König Heinrichs VI. von 1196 bei Würdtwein, Nova Subsidia X, 180 sich zu finden, wo als Zeugen genannt werden: Heinricus de Danne, Ulricus frater eius. 1288, Mai 6. urkundet Cuonrat von Tan. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins 19, 187. 1291 Conrad. miles de Dan a. a. O. 190: 1337 Adelheit von Than, in derselben Zeitschrift 7, 177. Ueber Burg und Geschlecht von Dahn handeln besonders Schöpflin, Alsatia germanica illustrata II, 174, 672, Michael Frey, Beschreibung des kgl. baier. Rheinkreises, 1837, Bd. 4, S. 229, und Stumpf, Baiern, S. 415, beide letzteren unter Anführung weiterer Literatur".

seine Frau war eine Deutsche, angeblich eine Hessin, und hieß Schäfer.

Eine — abermals nicht begründbare — Ueberlieferung will wissen, die Le Gayes seien aus Südfrankreich, aus der Provence entstammt. So bin ich also zu einem kleinen Theil Franzose. Manchmal bilde ich mir ein, in meiner Leibes- und Geistes-Art mache sich dies Romanische — ungünstig wie günstig — spürbar.

So wenig wie von meiner väterlichen weiß ich zu sagen von meiner mütterlichen Großältern Geschicken, namentlich auch nicht davon, wie etwa der Zusammenbruch des Hofes des Königreichs Westfalen auf diese gewirkt habe: fest steht nur, daß die beiden „Linien" sich in Vermögenslosigkeit völlig ebenbürtig waren. —

Erinnerungen an Hamburg aus dem Jahre 1834 wird kein billig Denkender von mir verlangen: hatte ich mich doch lediglich des Geborenwerdens halber dortselbst aufgehalten. Vor einigen Jahren begründete

ich die Ablehnung, nach einem Vortrag daselbst an einem Abendschmaus Theil zu nehmen, mit der Bemerkung, ich kenne die schlimme Lebensweise zu Hamburg! Bei meinem ersten Aufenthalte daselbst hätte ich sechs Wochen hindurch nichts gethan als trinken und schlafen; auf die entrüstete Frage der Hamburger Herren, in welcher Gesellschaft ich mich denn damals bewegt habe, konnte ich dann beschwichtend erwidern, daß es die ersten sechs Wochen meines Lebens waren.

Die Reise von Hamburg nach München im Jahre 1834 muß — „im Hauderer“ — Wochenlang und unerfreulich gewesen sein. Meine allerfrüheste Erinnerung ist — ein Mantel.

Es ist eine schöne Erinnerung: denn es war ein schöner Mantel. Er gehörte meiner mütterlichen Großmutter, welche die Aeltern nach München begleitet hatte.

Er war innen gar herrlich mit violetter Seide gefüttert, außen mit dunkel-goldgelben Zeichnungen übersäet, welche ich später, nachdem ich die „secreta

litterarum", wie Tacitus sagen würde, mir angeeignet hatte, für riesige Fragezeichen hielt: es werden wohl sogenannte „Palmblätter" gewesen sein.

Oft wurde mir erzählt, in diesen Mantel eingeschlagen sei ich über die Elbe gebracht worden, während der Sturm die hohen Wellen des Stromes in die Fähre gepeitscht habe; ich durfte dann den weichen Mantel anfassen und streicheln. Ich weiß noch, daß ich dabei ein Gefühl des Dankes gegen den Mantel hatte. Ich bewunderte, verehrte und liebte diesen Mantel. Wo er wohl hingekommen sein mag? Solche Mäntel giebt es jetzt gar nicht mehr! —

Auch meine zweit älteste Erinnerung haftet an einem Kleidungsstück.

Es war der dunkelblaue Rock meiner mütterlichen Großmutter: mit gar vielen hellgelben Sternlein war er durchwirkt. Ich hielt mich an den Falten dieses Rockes, wann abends zwischen sieben und acht Uhr die Großmutter den drei- oder vierjährigen

aus dem Speisezimmer in das Schlafzimmer brachte.

Antlitz und Gestalt der alten Frau habe ich vergessen: der blaue Rock und die gelben Sternlein stehen mir deutlich vor Augen.

Meine Aeltern hatten in München zuerst in dem sogenannten „Neunerhause“ östlich vor dem botanischen Garten gewohnt. Damals flog der Pulverthurm zu Grünwald in die Luft. Als man aus den andern Zimmern an meinen Korb eilte, fand man denselben durch den Luftdruck umgeworfen, mich aber auf der Erde ruhig weiter schlafen. Welch gutes Gewissen muß ich schon damals gehabt haben!

II.

Alsbald aber bezogen meine Aeltern das liebe, das unvergeßliche Haus an der Königinstraße Nr. 9 (jetzt Nr. 19), an welches und an dessen großen, herrlichen Garten sich die schönsten Erinnerungen, ja wohl auch die glücklichsten Zeiten meines ganzen Lebens knüpfen: die Jahre der Kindheit, der Knabenzeit, der ersten Jünglingszeit von 1835 bis 1850.

Lieber Leser, von diesem Haus, von diesem Garten, von den Spielen und Träumen jener Jahre mußt du nun recht viel vernehmen.

Wenn du nicht willst, wenn du es kindisch, läppisch, „sentimental", am Ende gar ein Zeichen unleidlicher Eitelkeit findest, daß ich soviel von meiner Knabenzeit spreche, so kannst du das Buch ja bei

Seite legen. Aber bitte, überschlage nicht die Knabenzeit, um an die Jahre zu gelangen, welche du vielleicht für „spannender", „inhaltreicher" hältst. Ich habe diese Erinnerungen aufgezeichnet ganz wesentlich um der Knabenzeit willen: jene Jahre nochmal so anschaulich wie thunlich und recht liebevoll an mir vorüberziehen zu lassen, diese Letzung des Gemüthes, diese Freude und Rührung der Seele wollte ich mir gönnen, der ich so viele Stunden mit Dingen ausfüllen muß, die Gemüth und Seele unbefriedigt lassen und doch so viele Lebenskraft wegnehmen, z. B. Briefe fremder, gleichgiltiger, zuweilen sogar unerfreulicher Menschen beantworten.

Diese Schilderung meiner Jugend schreibe ich zu meinem eigensten Vergnügen, nicht zu dem anderer Leute.

Warum ich sie dann überhaupt veröffentliche?

Weil doch der Eine und die Andere, von denen ich weiß — oder von denen ich vielleicht auch nicht weiß! — nicht ungern zuschauen werden, aus welchen

Anfängen heraus und unter welchen Umständen der Mann sich entfaltet hat, der nun mit sechs und fünfzig Jahren diese Zeilen schreibt.

Gewiß ist er ja gar verschieden von jenem Knaben in der Königinstraße: aber ich kann versichern, wann Alles um mich her still ist und ich einsam mich in mich selbst versenke, wenn ich die Leidenschaften und Kämpfe der späteren Jahrzehnte auf kurze Zeit stillen Sinnirens mir aus der Vorstellung schlage, wann mir wohl ist, — dann — es ist wirklich nicht Einbildung! — ist mir wieder ganz so zu Muthe, als wär' ich der Knabe Felix im hellbraunen Gelock und hörte in dem Garten des Aelternhauses allein in dem Rasen liegend die Glocken von Sanct Ludwig das Abendgebet läuten im Dämmer des Brachmonds und dazwischen durch hoch vom Baum herab der Amsel melodisch flötend Lied. — —

Das Haus war gar schlicht, als es meine Aeltern erwarben. Es hatte einem Herrn von Zwack gehört: noch Jahre hindurch klang der Name an mein

Ohr: denn ein prachtvoller weißer Hahn mit stattlichem rothen Behang und von sehr kriegerischer stolzer Sinnesart, welcher sammt seinen Frauen mit dem Haus von den Aeltern erkauft und „Herr von Zwack" benannt worden war, stolzirte noch lang auf dem Hof umher, und ich gedenke mit Vergnügen, wie er einmal einen Eindringling, der vom südlichen Nachbarhaus (— vom Orff-, später Kaulbach- [Vorder-] Haus —) herüber geflogen war, abrauste, daß der Flüchtling stark blutend gerade noch über den Zaun zurück gelangte, während Herr von Zwack auf dessen oberstes Brett flog und unter stolzem Schlagen der Flügel dem Besiegten nachkrähte.

Man hat wohl die Häuser an der Königinstraße für nicht besonders gesund erklärt. Das mag für jene Strecken zutreffen, an welchen die Bäume des englischen Gartens oder doch seiner nach Westen vorgeschobenen Baum-Eilande den Fenstern so nahe stehen, daß sie Luft und Licht entziehen und Feuchtigkeit hinein werfen: so die jetzt verschwundene, dem

Bedürfniß des Verkehrs gewichene schmale Insel hoher Pappeln, welche vor der Einmündung der Schönfeldstraße lag.

Wir aber haben fünfzehn Jahre in unserem Häuslein gewohnt und nie an einer nennenswerthen Krankheit gelitten. Jenen Vorzug dankte das Haus wohl vor Allem dem Umstand, daß ihm gegenüber Bäume fast gar nicht ragten (— nur auf dem südlichen Drittel etwa seiner Stirnseite —), vielmehr eine wunderschöne Wiese sich viele tausend Schritte weit nach Osten dehnte, indem sie sich jenseit — östlich — des Fußweges, der den englischen Garten hier von Süd nach Nord durchzieht, fortsetzte, bis an einen Arm der rasch fluthenden Isar und erst recht weit jenseit — östlich — dieses Wasserlaufes bis zu dem einfachen, aber schönen „Monopteros", d. h. dem runden hellenischen Tempel mit Einer Säulen-Stellung, der auf einem mäßigen Hügel und zahlreichen Marmorstufen, im Rücken von einer dunkeln Reihe hoher Waldbäume hell sich abhebend, stattlich

aufsteigend, den Ausblick von unsern Fenstern höchst befriedigend, in wohlthuender Schönheit abschloß. —

Dieser hellenische Tempel in seiner antiken Stil-Vollendung mitten in dem „romantisch-sentimentalen" — wie Schiller sagen würde — englischen Garten prägte sich früh dem Blicke, dem Sinnen des Knaben ein: bei aller angebornen und durch Jahrzehnte füllende Arbeit vertieften Neigung zu dem Germanischen (— also „Romantisch-Sentimentalen") hab' ich doch das Bedürfniß nach der Antike nie verloren: von „Harald und Theano" (1855) durch den „Kampf um Rom" (1859—1876) bis zu „Felicitas", „Bissula", „Gelimer", „Attila", den „Batavern" (1890) habe ich Griechisch-Römisches und Germanisches nebeneinander dargestellt: es ist der „Monopteros" mitten im „englischen Garten".

Ja, dieser „englische Garten"! Mit dankgerührtem Herzen denk' ich sein, wie des für mich davon unscheidbaren Gartens hinter meinem Aelternhaus.

Dem ununterbrochenen, Winter und Herbst wie Frühling und Sommer fort geführten Leben und Weben in jenem waldartigen unvergleichlichen Park und diesem herrlichem Garten verdanke ich zu großem Theil die Gesundheit, die Frische des Leibes und der Seele, die mir verblieben ist bis heute, unerachtet so mancher schädlicher Einflüsse, trotz der ausdorrenden, widernatürlichen Lebensweise, die ich als fleißiger Gymnasiast, Student, Privatdocent und Professor seit meinem zwölften Jahre führte und führe.

Ich habe das gar nicht genug zu würdigende Glück genossen, obwohl in der volkreichen Hauptstadt München, doch nicht aufgewachsen zu sein als „Stadtkind", dessen Heimat eine Miethwohnung, dessen Gesichtskreis der Blick auf Dächer oder in nahe Fenster, dessen Spielplatz das Straßenpflaster vor der Hausthür bildet. Nein, ich bin aufgewachsen wie ein Landkind, der Sohn eines Gutsbesitzers oder wie die beneidenswerthen Buben einer kleinen Landstadt, welche außer Wald und Feld auch noch Zwinger und Stadtgraben

mit verfallenen epheugrünen Thürmen als besonders für sie erhaltenen Tummelplatz genießen.

Wenig Schritte östlich von unserer Hausthüre führten mich in jenen großen waldähnlichen Park, welchen die Isar in mehreren Armen klar und rasch-fluthend durchzieht: — wie würde doch der Thier-garten zu Berlin durch ein ähnliches Gefäll seiner Bewässerung gewinnen!

Zwei starke Stunden erstreckt sich die Anlage, an dem kleinen See vorüber, bis in die von Rothwild, Rehen und Fasanen belebte Hirschau.

Welche Beleuchtungen, welche Stimmungen in diesem weiten Waldrevier! Im Herbst das leuchtende Goldbraun der Buchen im Sonnenglast oder das Spinnen des ziehenden Nebels um die Spitzen der düsteren Tannen, im Winter die prachtvollen Gebilde des Rauhfrosts oder die wuchtenden Schneemassen, welche zuweilen dichter als Handspannen hoch jeden Ast bedeckten und die Zweige der Büsche lastend bis zur Erde niederbogen.

Und mit welchem Jubel begrüßte ich die allerersten Frühlingsverkündigerinnen, die lange vor Star, Lerche und Schwalbe eintrafen: die weißschwingigen Möwen (Mantel-Möwe, Larus marinus), Odhins rasche Boten, welche zuweilen schon Mitte Hornung, wann der Isar-Canal noch gefroren war, mit lautem freudigen Kreischen einfielen in den schaumspritzenden Wasserfall, wenig südöstlich von unserem Hause!

Manche Viertelstunde lag ich im hohen dichten Grase und sah den kühnen Fliegern zu, welche hoch, ganz hoch in dem blauen Luftmeer sich tummelten, kreisten und, im Sonnenlicht wie eitel Silber glänzend, mitten im raschesten Flug wendeten.

Und dann im Spätfrühling, welcher Duft der ungezählten Gebüsche, wann all das liebe Lenzgedörn in Blüthe stand: der gelbe Goldregen, die rosafarbene Akazie und des Flieders zarte blauröthliche Kelche in dichtem Traubengehäng. Und tausendstimmiger Vogelgesang begleitete mich dann, von dem

zutraulichen Rothschwänzchen auf der Dachrinne unseres Stalles bis zu der scheuen Goldamsel in den grünen Einsamkeiten der Hirschau im Norden oder — auf dem Schulweg — bis zu den fingerzahmen Buchfinken des Hofgartens im Süden.

III.

Unser Haus war von der im Osten vorbeiziehenden Königinstraße geschieden durch eine Art Vorgarten, etwa fünf und zwanzig Schritt lang und fünfzig breit, dessen Jasmin- und Hartriegel-Hecke an der Stirnseite weder dadurch besser gedieh, daß ich mit meinen Spiel- und Waffen- und Unfug-Gefährten, mit und ohne Stange, unabläßig hinüber- („beziehungsweise" hinein-) sprang („beziehungsweise" fiel), noch dadurch, daß unsere im Laufe von fünfzehn Jahren aufeinanderfolgenden Hunde — von dem großen edlen Neufundländer Nero, der an einer offenen Wunde im rechten Vorderfuß traurig zu Grunde ging, bis zu dem katzenmordenden Putzel, aller Rattenfänger (er fing aber keine), die jemals gebellt, drolligsten, strupphärigsten und muthwilligsten — wie verschieden sie

sonst an Art und Farbe des Leibes und des Gemüthes waren, in auffallender Uebereinstimmung und Beharrlichkeit es vorzogen, anstatt auf den beiden links und rechts einmündenden Wegen, mitten durch die Hecke hindurch — es bildeten sich allmählich hundbreite Schlupflöcher darin! — auf die Straße hinaus zu fahren, so allerdings auf dem geradesten Weg zum überraschenden Angriff einem fremden Hund oder einem schreienden „Mausfalli" an die Beine. Der alte Gärtner Jakob meinte kopfschüttelnd, er wisse nicht was „ärger" (d. h. wohl gemeinschädlicher) sei, der Putzel oder der junge Herr und seine Paladine.

Links und rechts war der Vorgarten umhegt von einer Buschanlage, welche gegen die Straße zu spitz auslief; die zur linken Seite — gegen das Haus der „Kurfürstin", später des Ministers von der Pfordten — hin war so dicht mit Hollunder und anderem Strauchwerk bewachsen, daß es gegen Abend ziemlich düster darin ward: ich mochte etwa vier oder fünf Jahre zählen, als ich zuerst von

„Räubern“ erfuhr: alsbald stand mir fest, daß in diesem Gebüsch eine Bande solcher Bösewichter hause, und es war wohl meine früheste „Heldenthat“, daß ich, nachdem ich aus der „Holz“- in die „Metallzeit“ herausgetreten war, das heißt, statt der kindischen hölzernen den ersten stählernen Säbel geschenkt erhalten hatte, auf Mahnung meines Vaters mit der neuen Sieges-Waffe an spätem Herbst-Abend allein, ohne Widerwort, jedoch mit heftigem Herzklopfen in den „Räuber-Wald“ eindrang, ihn von den Unholden zu säubern, die sich aber zu meiner großen Befriedigung bereits zur Nachtruhe begeben haben mochten: war es doch auch wohl schon sieben Uhr.

Auf der rechten Seite ragte aus einer geradlinigen Hecke eine Roßkastanie: — wie lustig war es, im Herbst hinaufzuklettern, die zahlreichen Früchte abzuschlagen, dann aber, wieder auf der Erde angelangt, sie den Herzensfreunden an die Köpfe zu werfen! Daneben stand ein stattlicher schöner Ahorn: damals noch ein gar schlanker Stamm ist der Baum

im Lauf eines halben Jahrhunderts herrlich gediehen. Wie schwärmten doch die Bienen um seine süßen Blüthen!

Noch jetzt, wann ich, wie jeden Herbst, auf meinem ersten einsamen Gang bei dem Besuch in München zu dem alten Vaterhause wandle, von Außen nur wehmuthvolle Blicke darauf richtend, — begrüßt mich der liebe, treue Gesell mit rauschendem Neigen, als erkenne er in dem Weißbart den braunlockigen Knaben von 1840 und gedenke der alten Zeit. „Gesegnet sei er allezeit von der Wurzel bis zum Gipfel!“

Die Kurfürstin, die Frau Nachbarin zur Linken, war, wenn ich nicht irre, die Wittwe des letzten als Kurfürst verstorbenen baierischen Fürsten, des Vorgängers des Königs Max I. Ich habe sie in den vielen Jahren, da sie neben uns wohnte, nie zu sehen bekommen, nur ihre Statscarosse und auf deren Bock ihren die meisten Monate des Jahres in ein gelbes (ärmelloses) Wamms gekleideten Mops.



Viel wichtiger als die Herrin war mir der weißharige Hausmeister, welcher in einem an unsere Nordplanke stoßenden Nebenhäuschen wohnte und — meines Wissens — nur Eine Kunst verstand, aber diese meisterhaft. Er fertigte aus alten bunten, großblumigen Tapetenstücken — wahrscheinlich Abfällen und Abschnitzeln der Frau Kurfürstlichen Prunkgemächer — herrliche gold- und silber-schimmernde Papier-Kappen, völlig einem Fez vergleichbar! Sie waren wirklich Wunderwerke und in unsern (alsbald zu schildernden) „Ritterspielen" für Ausstattung saracenischer Helden geradezu unentbehrlich. Allerdings waren sie ein kostspieliger Erwerb! Der Alte mit seinen runden klugen geizigen Augen verlangte für die gewöhnliche Kappe schon 1 Kreuzer und für die eines Sultans wie Saladin doch allein würdigen mit einer oben in der Mitte eingeklebten Wollquaste und einem Stirn-Saum von Rauschgold sogar 2! Mancher Kreuzer, den ich von den Aeltern für ein bei meinem Hauslehrer verdientes Fleißbillet geschenkt erhalten, wanderte in

das stets nach Kleister riechende Kämmerlein des Alten.

Ungerechterweise grollte ich ihm ein wenig wegen seiner mein Kauf-Verlangen reizenden, meine Geldnoth nicht zwar wucherisch ausnützenden, aber auch nicht schonenden Unentbehrlichkeit.

Später rächte ich mich.

Ich lernte — mit etwa zwölf Jahren — meine Zimmerpistole trefflich brauchen. In den uns zugekehrten Dachfenstern des Frau Kurfürstlichen Hauses lockten hübsche Butzengläser. Mit dem größten Fleiß und erfolgreicher Aemsigkeit schoß ich in jede dieser natürlichen, ja herausfordernden Scheiben — mitten hinein! — ein kleines, hübsches, angenehmes Loch: die Gläser blieben im Uebrigen völlig heil. Kopfschüttelnd meinte der Alte, der von Zimmerpistolen nichts wußte, das gehe nicht mit rechten Dingen zu: auf dem leeren Speicher da oben sei es ohnehin nicht geheuer.

Das Schönste an dem kurfürstlichen Garten war

eine Reihe stattlicher, hochragender, ernster Tannen, welche hart jenseits unserer Planke, wie eine Kriegerschar aufgepflanzt, die dunkeln Häupter wiegten.

Lustiger, erfreulicher war die Nachbarschaft zur Rechten, im Süden. Das kleine Häuslein, noch schlichter als das unsrige, gehörte lange Jahre der Familie von Orff. Der Vater, ein hoher Beamter, in seinem langen, feierlichen Rock, in steifer, weißer Halsbinde, galt mir als etwas unnahbar Strenges: die älteren Söhne haben im baierischen Heer eine glänzende Laufbahn zurückgelegt. Einen von ihnen traf ich — nach Jahrzehnten! — mitten in den Granaten von Sedan — zwischen Balan und Bazeilles — wieder: er ist nunmehr (Februar 1890) commandirender General des II. baierischen Armeecorps. Näher in den Jahren stand mir ein jüngerer Bruder, Max, lange Zeit ein lieber Spielgeselle. Beide Geschlechter hielten gute Nachbarschaft. Als die Orffs das Haus verkauften, stand es geraume Zeit leer: — nur alle Vierteljahre erschien

einmal ein Verwalter oder Aufseher. Der Garten, ebenso umfangreich wie der unsrige, begann allmälig ein liebliches Wenig zu verwildern.

Das ward nun aber für mich und meine Spießgesellen eine Quelle der reinsten Freuden!

So viel Verdruß wir meinen Aeltern bereiteten, viel bittrer aber noch oben bemeldetem, noch oft zu erwähnendem alten Jakob durch unser Umhertoben über die „Rabatten" (das Wort hat sich mir unscheidbar mit der Vorstellung von hineinstapfenden Buben-Stiefeln und darauf folgender Schelte verknüpft bis zu diesem Augenblick, da ich es, ich glaube zum ersten Mal im Leben, schreibe!) und Bete hin und durch allgemeine Verderblichkeit — denn wir waren wohl unleugbar arge Garten-Schädlinge! — in unserem Garten hielten wir doch aus Ehrfurcht und Furcht ein gewisses Maß: seine Wohlgepflegtheit an sich mahnte zur Schonung, welche nur etwa die Kampfeshitze vergessen ließ.

Aber nun ein unbehüteter, nie besuchter, gelinde

in Gras, Kraut und Unkraut schießender Garten! Keine „Rabatten" und kein Jakob! Keine Aeltern, welche ein allzu hitzig werdendes Gefecht zwischen den Legionen des Marius und den Kimbern mitten im schönsten Wüthen trennten! Das war herrlich!

Die Planke war rasch überklettert und nun wurden die heißesten Kämpfe da drüben auf den halb vergrasten Wegen, in den hoch aufgeschossenen Spargelbeten ausgefochten.

Aber leider! Bei dieser Ausnutzung des preisgegebenen Gartens hatte es nicht sein Bewenden.

Zwei Herbste hindurch kümmerte sich niemand um Alles, was darin gewachsen war. Nun waren zwar die Aepfel, Birnen, Pflaumen da drüben nicht besser als die in meinem Garten, aber sie schmeckten so viel besser! Und — ohne Zweifel — die Muskatellertrauben auf der sonnigen gen Mittag gekehrten Planke waren auch besser als die Dahn'sche Auslese. Das Andre verschweig' ich. —

Nur den wirklich schönen Schluß der Sache

theile ich mit, nicht, weil er uns, weil er der holden Eigenthümerin Ehre macht. An einem wunderschönen sommerwarmen October-Nachmittag saßen wir selb sechst: der Monten-Gustel, der Zenger-Gustel, Julius Greiß, Clemens Piloty, Franz Schneider — du wirst, freundlicher Leser, die stolzen Knaben alle noch kennen lernen! — und ich in einer nach Geschmack und Vorliebe gewählten Vertheilung in den Obst-Bäumen oder zwischen den Latten der Spalier-Reben und thaten uns gütlich in dem verwaisten Orff-Garten, an Frechheit, Behagen und Rechtlosigkeit ziemlich vergleichbar dem Fluge von Sperlingen, die ich aus den Muskatellern verscheucht hatte und die nun, schilpend und scheltend, in den nächsten Bäumen lärmten.

Da auf einmal öffnete sich die in den Hof und Garten führende Hinterthüre des so lange schlummernden Hauses und raschen Schrittes ging in ihren Garten eine stattliche, schöne Frau, — offenbar die jetzige Eigenthümerin — gefolgt von dem mir schon

bekannten Verwalter. Die Bäume und Rebstöcke sind schon recht laubarm zu Ende des „Windume-Monds“: am Wenigsten können die kahlen Zweige so große Diebsvögel wie zwölfjährige Buben verdecken.

So sah denn die holde Herrin auf den ersten Blick, welch seltsame Früchte ihre Birnbäume und Weinspaliere getragen hatten.

Flucht war uns Allen unmöglich, schien auch schimpflich. So sprang ich denn, den Mund und jede Hand noch voll von Muskateller-Trauben, das Spalier herab, ging — mit möglichst ruhiger Haltung, aber mit heftigem Herzklopfen — der fremden Dame entgegen und wollte eine Entschuldigung, eine Bitte um Vergebung stammeln. Der Aufseher — hatte er doch seine Aufsicht nur in sehr langen Zwischenräumen geführt! — unterbrach mich zornig, aber die schöne Dame strich mir lächelnd über die heiße Stirn und meinte, wer solche Versuchung bereite, sei schuldiger als der Verführte, und wir möchten uns nur in die Aerndte

dieses Jahres noch mit den Sperlingen theilen. Aber es war das letzte Stück Obst, das ich aus diesem Garten geholt.

Uebrigens ward dieser Raum (— ebenso lang wie der unsere: all' diese Gärten, ob zwar an Breite nicht ganz gleich, erstreckten sich von der Königin- bis an die obere Garten- [jetzt Kaulbach-]straße —) später getheilt: als der Schlachtenmaler Dietrich Monten sein Haus an letzterer Straße baute (— nach dessen Tod erwarb es Kaulbach —), kaufte er nur etwa die Hälfte des Gartens: ein Zaun schied nun von Süd nach Nord den Schauplatz unserer ehemaligen Kampf- und Raubfahrten.

Die weiteren Nachbaren im Norden neben der Kurfürstin waren eine alte Gräfin Döring, welche nie ohne ihren ebenfalls betagten Papagei auf dem Balcon ihres Hauses zu sehen war: in Folge dessen konnte ich mir geraume Zeit eine Gräfin nicht ohne einen solchen unerfreulichen Schrei- und Kreischvogel in einem Glockenbauer und nicht anders als alt und

nun — nicht eben schön vorstellen: daß es auch junge, und oft ganz hervorragend schöne Gräfinnen giebt, hab' ich erst später — aber dann eifrig — gelernt. Dann das zumal an Sommer-Sonntag-Nachmittagen von der „vornehmen Welt“ Münchens bis auf den letzten Platz besetzte Cafe „Reibel“. Wie „derbarmten“ mich die armen Stadt-Buben, deren Naturgenuß und Spielfreude darin bestand, in dem ängstlich zu schonenden Sonntagsanzug zwischen den enggereihten Tischen und Bänken, unter steter Aufsicht mehrerer Aeltern und noch zahlreicherer Tanten, sich „auszutoben“!

Der nächste Nachbar neben dem Orff-Haus war Professor Zenger, Lehrer des römischen Rechts, ein ganz ausgezeichneter Mann und treuer Freund meiner Aeltern, die ihm als verläßigsten Berather in allen Rechts- und Wirthschafts-Angelegenheiten vertrauten. Dem schwäbischen Baiern entstammt zeichnete sich der stattliche Herr durch einen prachtvoll geschnittnen Charakterkopf aus: Wilhelm von Kaulbach, eine Zeit lang sein Hausgenoß als Miether, hat ein

meisterhaftes Brustbild von ihm — in dem scharlachrothen Talar der baierischen Rechtslehrer — geschaffen. Gar oft, wann wir noch im Speisezimmer im Erdgeschoß bei Tisch saßen, erschien an dem Fenster das schöne kluge Gesicht des Herrn Nachbars, dem ich dann gar eilig die Hausthür zu öffnen sprang, nicht ahnend, daß ich dereinst von ihm als Decan zum Doctor sollte befördert werden; er schalt dann wohl, wenn wir schon wieder — statt der von ihm bevorzugten schwäbisch-süddeutschen Küche — „berliner Kartoffelstampf" aßen.

Mit dem ältesten Sohn, Gustav, habe ich bis an dessen frühen Tod treue Freundschaft gehalten: der jüngere, Max, hat in der Folge für manches Lied von mir, zumal aus den „schlichten Weisen", gar anmuthige Weisen gefunden; die jüngste Tochter, Marie, ein sanftes, blondes Engelköpflein mit blauen Vergißmeinnichtaugen, traf hart vor der Thüre des väterlichen Hauses durch ein scheu gewordenes Pferd ein grausamer Tod in der Blüthe der Jahre.

Professor Zenger führte an Stelle des einstöckigen Hauses — wie sie ursprünglich alle waren in jener Straße — ein mächtiges, langes, dreischössiges Gebäude auf. Man hat oft darüber gelächelt, daß Franz Xaver Zenger außer den beiden unerläßlichen Schriften — Doctor- und Habilitationsschrift — nichts veröffentlicht habe. Und wenn nun wirklich noch ein Pandekten-Compendium mehr die Welt erblickt hätte, wäre dieselbe dadurch glücklicher oder schöner geworden? Der weise Mann führte für einen deutschen Professor ein beneidenswerth vernünftiges und naturgemäßes Leben. Er war sein eigner Gärtner: mit Nachhilfe eines Taglöhners bestellte er den großen Garten allein: im Sommer arbeitete er schon zwischen vier und fünf Uhr in demselben, bis er in die Vorlesungen gehen mußte, und von den kühleren Nachmittagsstunden an desgleichen. Aber träg war er wahrlich nicht der Mann, der Jahrzehnte lang im Verwaltungsausschuß der Hochschule maßgebend gewirkt und nebenbei — obwohl frommer

Christ — die Uebergriffe der damals allmächtigen Ultramontanen mit zäher Ausdauer, freilich auch mit der unerläßlichen klugen Vorsicht — bekämpft hat. Seine Vorlesungen, durch körnigen Witz gewürzt, wurden gern gehört, und wenn wir spät in der Winter-Nacht aus der Stadt zurückkehrten in den tief verschneiten englischen Garten, brannte noch die Lampe in seinem Arbeitszimmer.

Ich gedenke gerührten Herzens dankbar meines väterlichen Freundes, meines Promotors. Es ist ein Zeichen freier Gesinnung, wie sie — die Herren Amtsgenossen werden es bestätigen — nicht allzu häufig begegnet, daß er es mir nicht im leisesten verübelt hat, als ich später nicht bei ihm, sondern bei seinem Wettbewerber Arndts die Vorlesungen seines Faches hörte. Requiescat in pace! Ach, wie so Vielen, die ich in diesen Blättern nennen werde, muß ich schon diese Worte nachrufen!

IV.

Aber allmälig wird es Zeit, nicht mehr im englischen Garten zu wandeln und an den Nachbarhecken zu plaudern, — in das eigne Haus einzutreten.

Dasselbe hatte außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk: blos vier Fenster in der Stirnseite in jenem, fünf in diesem: der unten durch die Hausthür eingenommene Raum des oberen mittleren Fensters war durch eine wagerechte starke Eisenstange mit Oese und Pflock an einer Kette verwahrbar. —

Gerade aus von der Hausthür führte ein Gang, das ganze Haus in eine südliche und eine nördliche Hälfte spaltend, zu der gegenüber stehenden Hofthür: kurz vor dieser — nördlich — erhob sich die Treppe, welche in den oberen Stock führte (und auf deren

Geländersims herabzurutschen für uns Buben ebenso ergetzlich, ja unentbehrlich, als für unsere Hosen unzuträglich war).

Südlich von der Hausthüre ging es in das Wohn- und Speisezimmer, aus diesem — weiter südlich — vorn in ein als Kleider-Raum verwendetes Gelaß, im Hintergrund in gleicher Richtung in die Küche, aus dieser in den Hof.

Auf der nördlichen Seite öffnete sich, dem Wohnzimmer gerade gegenüber, eine Thür in eine Stube, welche geraume Zeit mir zugetheilt war; in dem nördlich anstoßenden schliefen meine mütterliche Großmutter und bis zu ihrer Verheirathung eine Schwester meiner Mutter; dahinter lag die Mägdekammer.

Im ersten Stock gelangte man von dem hellen breiten, schönen Treppenabsatz aus nach Osten in das „blaue Zimmer" — später — nach dem Umbau — „der Sal" genannt, das einzige zweifenstrige im Hause. Südlich stieß daran das Arbeitszimmer meines Vaters, nördlich das meiner Mutter: hinter jedem derselben

lag nach Westen ein schmaler Raum, der eine das Schlafzimmer der Aeltern, der andre einige Zeit hindurch mein Kämmerlein.

Dieser recht bescheidene Umfang des Hauses ward später durch einen Neubau erweitert, der, da die Familie während desselben wohnen blieb, für die vernünftigen Glieder desselben arg beschwerlich gewesen sein muß, für mich aber und meine Speergenossen eine Fundgrube unzähliger Freuden und Ungezogenheiten ward. Mit Maurern und Zimmerleuten, Glasern und Malern verkehren, während deren Abwesenheit ihre Werkzeuge mißbrauchen, in den halbfertigen Zimmern umher rasen, durch die Fenster — ohne Glas und Rahmen — springen, — es war ungleich ergetzlicher als Xenophon präpariren.

Der Neubau war trefflich ersonnen: er bestand wesentlich im Anbau von je zwei sehr großen nach Westen (in den Garten hinaus) vorspringenden Räumen in beiden Stockwerken: unten ward südlich dadurch eine geräumige helle Küche, nördlich eine

bessere Mägdestube gewonnen; oben, südlich über der Küche, ein zweites großes Zimmer für meinen Vater, nördlich ein prachtvolles Schlaf- und Arbeitszimmer für mich, in welchem ich viel geträumt, viel gedichtet, auch rechtschaffen gearbeitet, vom Knaben mich zum Jüngling entwickelt und in zarten Jahren so bitter und schwer tief in der Seele gelitten habe, daß die dunkeln Schatten aus jener Zeit in krankhaften Nachwirkungen mein Leben widernatürlich verdüstert, mein ganzes Wesen ungesund, mich vor der Zeit alt gemacht haben: erst im Jahre 1873 bin ich wieder jung und kerngesund in der Seele geworden.

Ganz besonders verschönt wurde nun aber das Haus und seine Bewohnung angenehm gemacht durch zwei breite „Glasgänge", die nach Außen durch Glasfenster schließbaren Gänge, welche in beiden Stockwerken, von Süd nach Nord laufend, die zwei neu gewonnenen Räume mit einander verbanden: unten gelangte man durch eine Glasthüre aus dem Hof in diesen neuen Glasgang, dann durch die

Hofthür in das Haus; oben ward statt des Fensters ebenfalls eine Glasthür aus dem Gang auf den Treppenabsatz gebrochen.

Die Rückwand beider Gänge — die Außenwand des Hauses, — desgleichen der von Ost nach West laufende Hausgang ward von den Meisterhänden befreundeter Künstler gar schön geschmückt in pompejanischer Weise auf rothem Grund mit allerlei Bildwerk. Blumen und Blattpflanzen füllten den Hintergrund der beiden Glasgänge, und ich ließ es mir nicht entgehen, gar manches liebe Vögelein — vorab ein Rothkehlchen, aber auch manchen Gast aus der Blaumeisen und der Tannmeisen lustigem Völklein den Winter über in dem oberen Gang zu beherbergen: wurden nun die Fenster um Mittag geöffnet, flogen sie spatzieren: aber noch bevor die Sonne hinter den hohen Kastanien im Hintergrunde des Gartens zu Rüste ging, flogen sie ganz pünktlich wieder ein, das warme Nachtquartier in den hohen Rhododendron- und Magnolien-Büschen suchend.

Im Lenz, im Frühsommer und im Herbst speisten wir wohl zu Mittag in dem oberen Gang, einem echten „Söller“ (solarium): denn die Sonne schien gar freundlich hinein, sobald sie sich gen Südwesten wandte.

Aber wir sind noch nicht fertig mit dem alten lieben Haus. Den Speicher (den „Kasten“, wie man an der Isar sagt) und den Taubenschlag daran dürfen wir nicht vergessen!

Von dem Treppenabsatz stieg man auf vielen Stufen in den durch zahlreiche Dachfenster erhellten Raum empor, der, in mehrere — leider verschließbare! — Verschläge getheilt, aus drei Gründen starke Anziehung auf uns Buben übte. Einmal lag oben die Obstkammer. Das wird genügen. Wenigstens für jeden noch „activen“ Buben und jeden, der einmal diesem würdigen Stand angehört hat. Zwar durften wir — außerordentliche Freigebigkeit, aber auch tiefe erziehliche Weisheit lag darin! — ohne Einschränkung Alles verspeisen, was an Obst der Garten trug: aber

der Reichthum dieses Ertrags war gar manchen Herbst so groß, daß nicht einmal wir — etwa zehn Stück — Buben auch nur entfernt damit fertig werden konnten!

Korbweise wurden dann die köstlichen Leder-Aepfel, Reinetten, Wein-Aepfel, Wachs-Aepfel, auch Bergamotte-Birnen hinauf getragen, sorglich auf reinlichem Stroh, neben einander, mit Wahrung gebürlichen Abstandes niedergelegt; die Spalier-Trauben — soviel Stare, Spatzen und wir davon übrig gelassen — an Schnüren luftig aufgehängt. Dann ward das englische Vorlegeschloß an der Thür des Verschlags versperrt und der Schlüssel war — unerreichbar!

Warum? Wenig ist doch unerreichbar für einen nach Obst verlangenden Buben! Weil er — wie der zur Speisekammer — offen in den Schlüsselkorb der Mutter gelegt ward, den sie vertrauensvoll immer unbewacht stehen ließ. Aus diesem Korb aber, der so unsrer Buben-Ehre anvertraut war, sich eines

Schlüssels bemächtigen — solch Neidingswerk hätte keiner von uns begangen.

Dagegen erklärte ich den Aeltern freimüthig, daß es nicht möglich sei, auszukommen mit dem nach der Heimkehr von der Schule vor und nach Mittag von Amtswegen gnädigst durch die Toni (Köchin und wichtiges Wesen: s. unten!) gespendeten Einen Apfel — auch wenn er aus zwei kleinen bestand — oder der mißgünstig ausgesuchten schon halb teigigen oder durch Rindenrisse unschmackhaften Birne. Ja, so lange noch irgend ein übersehener Apfel, eine für den Gärtner Jakob auch mit Leiter und Stange nicht erreichbare Spätbirne im Garten aufzutreiben war, — so lang ging es noch an. Wie oft bin ich noch im Novembernebel auf den alten Birnbaum neben der Kegelbahn geklettert, der, ganz gewaltig hoch, an den obersten dünnsten Zweigen ein par Früchte zu wiegen pflegte: denk' ich jetzt daran, ergreift mich Schwindel!

Aber einmal kam denn doch der Tag, da

wirklich gar nichts mehr im Garten zu holen war, und nun trat — nach meiner Auffassung — Nothstand ein: „der alte Urstand der Natur kehrt wieder" — heißt's im Tell. Mit Humor ward höheren Orts meine Erklärung aufgenommen, daß ich nun den „Kasten" als Garten betrachten würde: „hole Dir doch, was Du willst, Lixchen!" hieß es im Vertrauen auf die Güte des Vorlegeschlosses und die Unantastbarkeit (den erhöhten Frieden, sagt das germanische Recht) des Schlüsselkorbes. Allein Gott hatte in seiner „Milde" jenen Verschlag nicht mit Brettern, sondern mit Latten — in löblichen Zwischenräumen — umfriedet sein lassen. Zwar die Hand ging nicht leicht durch: wohl — leer — hinein, aber nicht mit einem anständigen, erbeutungswürdigen Apfel wieder heraus. Auch hatten Jakob und Toni, die Argen, sonst unaufhörlich unter einander zankend, aber wider uns arme Buben stets zusammenhaltend, nach einigen Erfahrungen mit elender, weil gar so nahe liegender List, die Obstreihen erst soweit jenseit des Lattengitters

gelegt, daß auch der längste Knabenarm sie nicht erlangen mochte.

Aber zum Glück gab es Bohnenstangen: sehr, sehr lange!

So, schwer gereizt durch jene Tücke, verfertigte ich mir gar kunstvoll eine „Obst-Angel", wie ich das sinnreiche Werkzeug nennen möchte, nur daß der Hamen durch einen langen, in die gespaltne Spitze der Stange gesteckten und — nach Art der Horn- und Stein-Waffen in den Pfahlbauten der Steinzeit — hier mit Bastumwindung befestigtem Bretternagel ersetzt wurde.

Nun war keine noch so fern gelegte Bergamotte mehr unerreichbar: mit einiger Uebung gelang es, auch die Trauben von deren Hängeschnüren zu heben. Jetzt ward das Staunen Toni's groß und laut. „I mecht' nur rausbringe," schalt sie in ihrem Schwäbisch, „wie's die Herrgotts-Bube anfange, Aepfel und Bire raus z' hole, die viel dicker sind, als die gröschte Lucke zwische die Latte." —

Thörin, welcher der Gott der Buben die Sinne bewölkte, daß sie nicht gedachte der trefflichen Taschenmesser, mit welchen die Frucht, war sie hart an die Latten gezogen, zerschnitten ward: „Divide et surripe!“

Das sinnreiche Werkzeug dieser trockenen Fischerei mußte freilich sorgfältig versteckt werden. Am Ende jedoch zeigte ich selbst den staunenden Aeltern — gegen vorgängige Zusicherung von Straflosigkeit für das Vergangene und Versprechen der Ungestörtheit für die Zukunft — die Angel und den gesammten Betrieb des Fangs, worauf ich zwar nicht gerade gelobt, aber doch nur wenig gezaust wurde.

Zweitens aber barg der „Kasten“ — unverschlossen, — hinter den Brettern, welche ihn von den Dachsparren schieden, in fast völlig dunklem Raum allerlei höchst merkwürdiges Geräth und Gerümpel, das hier viele Jahrzehnte, vielleicht seit Erbauung des Hauses, liegen mochte, niedergelegt lange vor dem Einzug meiner Aeltern: zum Theil waren diese Räthsel wohl von Zwackisch, anderes aber viel älter.

War ich nun mit einem angenehmen Gefühle des Grauens in die engen, niedrigen, düstern Verschläge unter dem Dache geschlüpft, so tastete ich mit den Händen, bis ich wieder ein Stück solch alten Trödels faßte; dann ward es heraus ans Licht geschleppt und nun mit Staunen betrachtet: da kamen denn allerlei Gestalten aus Holz, Thon, Glas, Porcellan zum Vorschein: einige mit Röhren im Innern, altmodische Wasser-Künste für den Springbrunnen im Garten, anderes groteske Zeug, halb lebensgroße (wenig bekleidete!) Götter und Göttinnen oder doch Nymphen von bunt bemaltem Thon, offenbar altväterlicher Schmuck der Gartenwege, trotz ihres süßlichen Lächelns ausgezeichnet geeignet, Scheiben für meine Armbrust oder Zimmerpistole zu werden; aber auch sonstige Dinge, die ich mir damals gar nicht erklären konnte, erst später nach einiger Kenntniß von Illuminaten- und Freimaurer-Wesen als Wahrzeichen und Werkzeuge solcher Gesellschaften errieth.

Endlich aber drittens enthielt der „Kasten“ den gen Westen in's Freie vorspringenden Taubenschlag!

Das will viel sagen. Wir hatten manche Pare von Herrn von Zwack übernommen, dann aber gar schöne Arten hinzuerworben, zumal die stolzen weißen Pfauentauben und die trefflichen Flieger, die Grauschöpfe. Der ganze Schwarm war gewohnt, bei'm Aufzug des Schlages, warf ich eine in die Luft, pfeilgerade gerade gen Westen so hoch in die Höhe zu steigen, daß man sie nur noch als weiße Striche im Sonnenglast glänzen sah — und auf einen Pfiff (den sie meines jetzigen Erachtens gar nicht hören konnten) und zog dabei ich das einstweilen geschlossne Fallgitter wieder auf, kamen sie mit unglaublicher Schnelligkeit zurück, aus Anhänglichkeit weniger an mich als an die Wicken, welche sie nur bei diesem Anlaß als leckeren Lohn empfingen.

Aber nicht nur Freuden brachte die Taubenzucht.

In einer Nacht des späten Herbstes erwachte ich im ersten Stock in dem schmalen Kämmerlein, das

ich damals vor dem Neubau bewohnte, von einem unheimlichen, mir ganz unerklärlichen Geräusch oben auf dem „Kasten“: ohne Zweifel in dem Taubenschlag gerade über mir. Ich eilte mit Licht hinauf und erschrak: etwa zwanzig Tauben lagen todt im Blut, mit durchgebissenen Hälsen auf dem Boden, die lebenden waren regungslos, wie gelähmt vor Schreck oder Abgehetztheit: die Einflugthüre erwies sich fest verschlossen, der Mörder war spurlos verschwunden. Noch ein par Mal wiederholte sich in den nächsten Wochen der an Grendels Besuch in Heorod gemahnende blutige Nachtspuk: vergeblich bemühten wir uns, die armen Tauben zu schützen; endlich weckte mich in einer hellen Mondnacht wüthendes Gebell unsres wackeren Neufundländers Nero, der offenbar in einen Kampf verwickelt schien: ich eilte in den Hof, fand das treue Thier stark blutend aus Kopf und Hals, aber todtgebissen lag vor ihm ein stattlicher Steinmarder, der, wie die Blutspuren an der Dachrinne darthaten, von dem Hund ergriffen worden war, wie er an dieser

glatten Blechröhre, nur von den wenigen Querbanden unterstützt, hinauf huschen wollte zu der Stätte seiner Bluthaten; wir entdeckten nun auch dicht neben der Dachrinne in der Seitenwand des Taubenschlags eine winzige Oeffnung, durch welche der geschmeidige Räuber den glatten Leib gezwängt: er konnte nur der getödteten Tauben Blut saugen, das letzte Opfer, das der Gesättigte sonst mit fort zu schleppen pflegt, mußte er liegen lassen.

Weiße Tauben meiner Knabenzeit! Euer mußte ich denken mitten in der Schlacht von Sedan, als große Flüge solcher verschüchterter Thiere hoch, hoch in der blauen Luft vor dem Blitzen und Krachen zuerst von Ost nach West flüchteten, dann aber, da ihnen plötzlich auch von dort Donner und Feuer entgegenschlug, erschrocken mitten im Flug inne hielten, schwenkten, und rathlos, hilflos gen Süden davon flatterten.

V.

Mit dem Hause nun endlich fertig schreiten wir aus dem unteren Glasgang durch die Hofthür in den Hof: derselbe, so breit (von Süd nach Nord) wie die ganze Breite des Hauses und der auf beiden Seiten anstoßenden Nebengebäude und (von Ost nach West) etwa dreißig Schritte lang, war im Westen von dem Garten durch einen etwa schulterhohen Gatterzaun mit wohl verschließbarer Thüre geschieden.

Den schönsten Schmuck des mit Kies bestreuten Hofes bildeten in seiner Mitte zwei prachtvolle Nußbäume — der eine, ungleich älter, war kaum von zwei Männern zu umspannen — beide von erstaunlicher Fruchtbarkeit.

Wie herrlich dufteten die Nußblätter in der reibenden Hand! Und welch vortrefflichen Schnaps verstand aus den ganz klein abgefallenen, welches Einmachobst aus den halbreifen Nüssen meine Großmutter zu bereiten. Und im Herbst die Nußlese! Mit den langen Stangen einen ganzen (ziemlich harten) Hagel auf die Köpfe der Spiel- und Spießgesellen herabschlagen! Und wie viele Eichhörnchen, rothe und braune — einen schweren Zehnt erhoben sie mir von meinen Früchten! — habe ich in dem Geäst gefangen, Herbst und Winter zu Gast behalten und im Frühjahr freigegeben.

Auf der Südseite des Hofes stand der Pumpbrunnen, in dessen Schwängel-Gehäus einmal das Hausrothschwänzchen brütete; auf meine Fürbitte ward das Nest geschont und das Wasser aus dem Brunnen auf der andern Seite bezogen, bis die Brut ausgeflogen war. Hier ragte auch auf erhöhtem Grunde ein luftig Zelt, unter dem wir häufig Mittag speisten, mitten unter Kastanien. Tauben und Hühner speisten

wacker mit. Hinter dem Zelt gen Süden und entsprechend im Norden nickten dichte, grüne Büsche, Flieder, Hollunder, Jasmin, Hartriegel, Roth- und Weißdorn, eine schöne Anlage: sie erstreckte sich bis gegen die Planken hin, die uns von den Nachbarhöfen trennten. Da sie nun aber mit etwa fünf Fuß hohen Gatterzäunen umhegt waren, deren starke Latten wagerecht, nicht senkrecht liefen, so bildeten die beiden Umzäunungen für unsere Kampfspiele zwei Burgen, wie sie günstiger zum Vertheidigen und Erstürmen (und deshalb schädlicher für die dahinter stehenden Büsche!) gar nicht geträumt werden konnten. Wie oft hab ich diese Wehrburgen erklettert und gestürmt: — oder auch, unter nachdrücklichen Hieben der Vertheidiger abgeschlagen, rasch abspringend unerstürmt gelassen!

Südlich schloß sich an die Anlage das Waschhaus und die Wohnung des Gärtners, nördlich entsprechend der Hühnerstall und der Pferdestall. Dieser ward nur ein par Jahre seiner Bestimmung gemäß

benutzt durch den trefflichen Schimmel, der mich öfter abgeworfen hat als — unter so guten Gesellen — eigentlich schön von ihm war: dann mußte mein Vater aus Mangel an Zeit und Ueberfluß an Theaterarbeit das Reiten aufgeben. An den Stall stieß gen Westen die Holzlege, zugleich das Gehege meines lieben Jugendspiels, meines Rehes „Hanni“.

Ja, ja, lieber Leser: auch dies, es ist nicht „Dichtung“, es ist „Wahrheit aus meinem Leben“, daß ich meine ersten fünfzehn Jahre — also viel länger als Junker Schmerzenreich, das Söhnlein der Pfalzgräfin Genovefa — mit einem solchen Thierlein aufgewachsen bin, von dem Eichendorf singt:

„Rehlein sind gar tapfre Cameraden.“

Im Jahre 1835 auf einem Lustwandelgang in der Hirschau fanden meine Aeltern und meine Großmutter das eben geworfene, von der zufällig verscheuchten Mutter verlassene Kitzlein; in einem Taschentuch brachten sie es dem Förster (beim Aumeister) und

fragten, was damit geschehen solle? Der Graubart — er ward später ein freundlicher Gönner von mir und gar manche seltene Raupe oder Puppe hat er mir für meine Schmetterlingssammlung geschenkt! — meinte, das Thierlein sei rettungslos verloren: nach vielfacher Erfahrung sei — unter solchen Umständen — keines am Leben zu erhalten und aufzubringen. Meine Großmutter — (von wunderbar glücklicher Hand in der Aufzucht der jungen Hühnlein, ich lebte lange des festen Glaubens, sie selber brüte sie aus) — erbat sich gleichwohl die Erlaubniß, einen Versuch machen zu dürfen, und das aufgegebene junge Geschöpf ward ihr ohne Weiteres überlassen. Sie trug es mit in das (vor kurzem bezogene) Haus und siehe da, ihrer unermüdenden Sorgfalt und Pflege gelang es, „Hanni" glücklich aufzubringen: oft wurde mir erzählt, wie sie Nachts aufgestanden sei und in derselben Schüssel für mich und für das Rehlein die Milch gewärmt habe. So wuchsen wir denn zusammen auf und wurden die zärtlichsten Freunde,

was gelegentlich Stöße — hier wenigstens von der einen Seite ganz buchstäblich zu nehmen — bekanntlich nicht ausschließt. Gar oft und oft hat das muthwillige Thier — denn obgleich Ricke und ungehörnt liebte es die Kampfspiele — mich, so lang ich noch nicht auf sehr festen Beinen stand, im Hof plötzlich von hinten anspringend über den Haufen gerannt und dann den Liegenden weidlich mit der knochigen Stirn-Wulst gestoßen. Später aber änderte sich das Verhältniß der Kräfte und ein par Jahre — bis ich zu schwer ward — mußte mich Hanni trabend durch den Hof tragen, was sie sichtlich ganz gern that: wußte sie doch, beim Absteigen bot ich ihr die Lieblingswürze: Salz. Mein „tapfrer Camerad" begriff übrigens sein Haus- und Hofrecht sehr klar und wahrte es kräftig gegen Eindringlinge: große fremde Hunde ließen wir nie in den Hof, kleinere jedoch griff Hanni sofort an, sobald sie sich zeigten, und zwar mit solchem Erfolg, daß sie nach einigem Gekläff winselnd mit eingezogenem Schweif zu ihrem

Herrn flüchteten. Gar drollig aber war der Kampf zwischen Hanni und Herrn von Zwack, wenn dieser oder seine Damen sich an das für das Reh gestreute Futter von Brod oder Hafer wagten: flogen und liefen auch die Hennen bei der ersten Kopfsenkung Hanni's schreiend davon, — Herr von Zwack suchte sie zu vertheidigen oder zu rächen, emporhüpfend und mit gesträubten Federn Schnabel und Sporn gebrauchend; einmal flog er ihr gar auf den Rücken und entsetzt sprang Hanni ihn abschüttelnd davon. Das liebe Thier ward so zahm, daß es uns überall hin folgte, sogar im Hause die Treppe hinauf und, speisten wir im Freien, immer neben mir tafelte. Wehe aber den jungen Rosen, gelangte es durch die aus Versehen offen gebliebene Gatterthür in den Garten. Mit Vorliebe, mit wählerischem Zahn äste es die jungen Triebe der edelsten Stockrosen, und man kann es dem alten Jakob nicht verdenken, wenn er die Näscherin mit ungethümen Flüchen wieder in den Hof jagte. Aber schlimmer noch war es, gelangte die Neugierige

durch die Hofthür in den Gang und durch die Hausthür in den Platz vor dem Hause, wo ihr der englische Garten offen vor Augen lag. Es schoß mir heiß ins Herz, erscholl der Ruf: „Die Hanni ist draußen!“

Es geschah doch wohl ein halb Dutzend Mal. Meist gelang es, sie noch in dem Vorgarten zu überlaufen und sie durch langsames Drängen mehrerer Personen von Ost nach West in die Hausthüre zurück zu manöveriren, wobei freilich die in dem Gange mit Salz in der offnen Hand lockende Toni wohl das Wirksamste leistete. Aber einmal gelangte das Reh bis in den Hof des Zengerhauses und ward dabei so wild, daß wir es greifen und selb viert in unser Haus zurück tragen mußten: dabei riß ein einziger Ruck eines der sehnigen Hinterläufe die Hose des Gärtners von der Tasche, in welche er gelangt war, bis zum Knöchel entzwei.

Ein ander Mal vollends gerieth das Thier, durch ein bellend Hündlein im Vorgarten vor dem Hause

verhetzt, in hohem Sprung über die Hecke hin wegsetzend, auf die große Waldwiese des englischen Gartens, jenseit der Straße; hier ebenfalls von Hunden und von unnützen Menschen gejagt, warf es sich in den Isararm, durchschwamm ihn und lief auf der Wiese jenseits auf dem rechten Ufer weiter. Nun gaben die Andern das Thier verloren: aber ich nicht und nicht der alte Jakob, der die Rosen-Nagerin doch auch liebte. Wir mußten weithin nach Süden laufen, die Brücke über den Bach (bei'm Wasserfall) zu erreichen, und Hanni konnte inzwischen schon sein, wer weiß wie weit!

Als wir aber auf dem Ost-Ufer die Stelle erreicht hatten, — da stand Hanni ganz ruhig mitten auf der Wiese und weidete die würzigen Kräuter ab. Und es gelang nun das fast Unglaubliche, das kluge und anhängliche Thier durch bloßes leises Drängen zu bewegen, wieder durch den Canal zurück zu schwimmen und nun in raschem Trab auf die offne Hausthür und die dort lockenden und rufenden

Hausgenossen zu zu laufen. Ohne je einen Tag zu kränkeln, blieb das Thier in dem Hof bis zu dem Verkauf des Hauses (1850), wobei dem Käufer die Verpflichtung auferlegt ward, ihm das Gnadenbrot bis an sein Ende zu gewähren; das liebe Geschöpf starb erst einige Jahre darauf.

VI.

Wie mit dem Hause, sind wir nun auch mit dem Hof und seinen Bewohnern zu Ende: wir wandeln daher durch die Gatterthüre in den Garten.

Wehmuthsvolle Rührung und freudiger Dank zugleich füllen mir die Seele, gedenke ich des schönen, stillen, von Poesie durchschwebten Raumes — mir eines heiligen — in welchem ich Poesie nicht „gemacht", nicht „geschrieben" — ach! wie wenig, wie unlebendig, wie in einer stets erkannten Unvollkommenheit unbefriedigend ist das! — nein, Poesie gelebt habe, in welchem ich, ohne es zu wissen und zu wollen, gelernt habe, dichterisch zwar noch nicht — oder doch nur in den letzten Jahren — zu denken, wohl aber zu träumen, vor mich hin zu sinnen, zumal aber mit der ganzen noch unabgestumpften

Sinnen-Schärfe und Sinnen-Frische des Knaben mich in das Leben der Natur zu versenken zu jeder Zeit des Jahres, zu jeder Stunde des frühesten Morgens, des Tages, des Abenddämmers und der Nacht. Kein Laut, keine Regung, keine kleinste Erscheinung in dem weiten Raum entging meinem Ohr, meinem Auge: nicht das leise kaum merkliche Lüftchen, welches zu frühest die Wipfel der Silber-Pappel leicht erbeben machte, bevor die Sonne aus dem gelbgrauen Streifen des Ostens tauchte, nicht der Ruf des wilden Schwans, der in den Nächten strengen Winters hoch in den Lüften von Norden her gen Süden strich, nicht der kleinste Käfer, der den Halm kaum wanken machte, an dem er emporkletterte, während ich im dichten Sommergras des Brachmonds unter dem alten Birnbaum lag, stundenlang, auf alles achtend, was sich ringsum regte. Lange bevor ich — aus Schuberts Naturgeschichte — die lateinischen Namen lernte, kannte ich Alles, was da kreuchte und fleuchte im weiten Bereiche unseres Gartens, vom Raubvogel bis

zum Zaunkönig, vom Oleanderschwärmer bis zum kleinsten Zünsler, von Marder und Wiesel bis zu Assel und Tausendfuß, und alle Kräutlein, die darin wuchsen und auch der Thiere Lebensweise, der Pflanzen Wachsen und Vergehen war mir so vertraut geworden, daß ich hierüber aus den Büchern des Neuen nicht eben viel erfuhr.

Noch jetzt sehe und höre ich im Wandern über's Feld gar viel mehr von solchem Kleinleben von Thier und Kraut als gar mancher, der neben mir schreitet.

Der für die Seele und die Einbildungskraft wichtigste Gewinn erwuchs mir aber von diesem unablässigen Zusammenleben mit der Natur doch dadurch, daß ich von Kind auf — also wahrlich weder aus „Affectation" noch mit Selbstbespieglung — regen und geweckten Sinn erhielt (— oder ausbildete —) für „Stimmung", d. h. für das Bezeichnende jeder Jahres- oder Tageszeit und jeder Art von Wind und Wetter. All' das ist nicht nur dem Dichter später vielfach zu

Statten gekommen, — es erquickte und erlabte den Menschen, wohin auch er den Wanderstab setzte.

Die Möglichkeit, so auf „Stimmung“ merksam zu werden, lag nun aber darin, daß ich die meisten Stunden, Tage, Wochen in dem großen Garten „ganz einsam und alleine“ zubrachte.

Zwar fehlte es nicht an Spielgesellen, — wir werden die Spiele und die Gesellen kennen lernen! — allein diese kamen doch höchstens einmal in der Woche: — Sonntags oder an den Nachmittagen von Mittwoch und Samstag (unmöglich kann ich in jenen Garten nahe der raschen Isar einen norddeutschen „Sonn-Abend“ verlegen!). Geschwister aber, welche jene Einsamkeit hätten beleben — oder stören — mögen, fehlten mir gar lange: mein Bruder Ludwig ward erst geboren (1843), als ich bereits neun, meine Schwester Constanze (1846), als ich zwölf Jahre zählte: sie kamen also als Spielgenossen nicht in Betracht.

Der Garten maß in der Länge von dem Gatterzaun des Hofes im Osten bis zu der hohen

Bretter-Planke, welche ihn im Westen von der „oberen Garten-“ (jetzt Kaulbach-) Straße schied, nicht weniger als 105 Meter, in der Breite aber von der Südplanke bis zur Nordplanke 35½ Meter*).

Er war der Länge nach durchschnitten von drei breiten Wegen, aus denen die beiden links und rechts noch erheblichen Raum bis zu den Seitenplanken frei ließen. Diese drei Wege waren von zierlichen „Rabatten“ eingefaßt, mit vielen im Laufe der Monate wechselnden Blumen, aber auch besetzt mit einer kaum zu bewältigenden Menge von Stachel- und Johannisbeer-Sträuchern, manchfaltigster Art: weiß, roth, gelb, und die Johannisbeeren auch schwarz: die

*) Das haben mir, mit gütiger Erlaubniß des dermaligen Eigenthümers, für diese Beschreibung festgestellt, zwei liebe „böse Buben“ (oder „junge Herren“?) von fünfzehn Jahren: mein hochverehrter Neffe, der k. bairische Gymnasiast Theodor von Bomhard, und dessen würdiger Freund, Robert Defregger, des theuren Meisters ältester Sohn. Indem ich den lieben Schelmen hier — „vor Europa“ — meinen Dank ausspreche, bemerke ich, daß ich die beiden jungen Helden in Pippin und Nülfchen in „Fredigundis“ verherrlicht und — für ein par Jahre — „verewigt“ habe.

Himbeeren, welche der Leser, der noch eine Buben- oder ingävonisch (nach Müllenhoff richtiger: ingvaeonisch) „Jungen"-Empfindung in der Brust trägt, hier vermißt, fehlten nicht: sie standen auf der Südseite links vom Weg in einem waldähnlichen Dickicht beisammen, in welchem niedergekauert man sich zur Noth vor einem Rufer zur Schul-Arbeit verbergen konnte. Ach die armen Stadtkinder, welche Johannisbeeren auf dem Markt von schmutzigen Weibern kaufen (oder gar nicht einmal selbst kaufen durften: von der Köchin [!] wurden sie nach Hause getragen, dann als Nachtisch — etwa gar mit Zucker bestreut! — in Glasschüsseln aufgetragen und von der Mutter jedem davon zugemessen, „soviel gut für ihn": — was weiß „so ne Mutter", die im entsprechenden Alter nur Mädchen war, wie viel ein Bub an Obst verträgt, ja braucht!), dann in Papier-„stramitzeln" mitnehmen — auf der Straße darf ja das Stadtkind nicht essen! — zu Hause der Mutter zeigen und wohl noch gar mit den lieben Geschwistern theilen mußten! Wir aber — denn mit den

Spießgesellen schmeckte es viel besser! — wir stürmten, von der Schule her im Hause angelangt, den Ranzen im Hausgang herabschleudernd, in den Garten! Mit einem Sprung über die Rabatten! Dann jeder je unter einen Strauch, den Rücken auf den Rasen gelegt! Und nun die vollen Trauben mit den Stielen gepflückt und durch den Mund gezogen — so lange, bis es wirklich nicht mehr ging: — nicht weil der Magen, — der konnte noch lange! — sondern weil der Gaumen versagte, der durch die Säure schier wund geworden. Wie lange Zeit hierzu erforderlich war? Dem Glücklichen unter dem Johannisbeerstrauch schlug keine Stunde. Kurz dauerte es nicht. Und oft half es, dazwischen das geschwind im Durchlaufen durch das Haus eroberte Stück Butterbrod zu essen: dann war der Gaumen wieder dienstwillig.

Der mittlere und die beiden Seitenwege umschlossen nun, was mein und meiner Genossen Haupttummelplatz in dem Garten war, was ihn uns zum Spiel- (d. h. Schlacht-) Feld erst tauglich machte:

große, weite Wiesenflächen, auf denen es sich prächtig rennen, ringen und fechten ließ. Die Obstbäume, in unregelmäßiger Vertheilung über die Rasenstücke verstreut, störten dabei durchaus nicht: im Gegentheil, sie gewährten erwünschte Deckung und machten das Schlachtfeld manchfaltiger. Weiter gen Westen zu, wie an den beiden Seitenplanken hin, vertraten die Stelle der Wiesen Gemüsefelder, die zwar in der „geschlossenen Zeit" Schonung verlangten, aber im Spätherbst, zumal die Maisbete — die hoch ins Kraut geschoßnen Spargelfelder schon früher — auch ganz guten Gefechtsboden abgaben.

Im Hintergrund mündeten alle drei Längswege auf einen großen, freien, mit Kies bestreuten Platz, auf welchem die Volksversammlungen, die Heeresmusterungen, auch die Verhandlungen der Gesandten abgehalten wurden.

Rechts — nördlich — davon ragte und wogte dichtes Gebüsch, für den Hinterhalt wie gewachsen: daß es zum guten Theil ebenfalls aus Himbeeren

bestand, war zwar für die Hemdärmel und Hosen der hier Lauernden ungünstig, aber für Labung der oft lang in der Hitze harrenden Krieger recht ersprießlich.

Links gegenüber erhob sich der „Berg", ein in der That ganz ansehnlicher Hügel, steil ansteigend, mit nur Einem gangbaren, aber auch durch zwei Schildträger zu sperrenden Weg, während von allen anderen Seiten dichtes Gestrüpp, zum Theil aus sehr starkdornigen Busch-Rosen, dann aus Weiß- und Rothdorn zusammengewachsen und auf meine Bitte in einer gewissen lieblichen Verwilderung belassen, die Stellung sturmfrei machte: bei einiger Wachsamkeit der Vertheidiger konnte hier kein Feind emporklimmen und sich durchdrängen, auch wenn er ein noch so dünner „Oberclaßler" (der Lateinschule, ingvaeonisch = Tertianer) war. Die Krone des Berges trug die stolzeste, schönste und festeste der drei Burgen im Garten — die beiden anderen werden wir gleich kennen lernen! — eben die „Berg-Burg":

d. h. ein aus Brettern, nicht bloß aus Gatterwerk, gezimmertes, mit Schloß und Riegel verschließbares Sommerhaus, von etwa drei Schritt in der Breite und fünf in der Tiefe; bei gesperrter Thür wäre nur durch die beiden Seitenfenster einzudringen gewesen: allein diese waren so hoch vom Boden angebracht, daß die Angreifer nur durch (kleine) Sturmleitern sie hätten erreichen mögen, welche allerdings Sultan Saladin einmal überraschend gegen mich mit in's Feld führte und anlegte: aber herein kam er doch nicht! Vielmehr ward von Richard Löwenherz und Ivanhoe die Leiter sammt dem daraufstehenden Sultan und einem zweiten Saracenen umgestürzt, so daß die Heiden elend in die Weißdornhecke taumelten! Es gefiel uns wenig, daß das Innere der Bergburg allmälig mit Gipsgöttinnen, mit Gartenlampen, mit Tassen und Gläsern geschmückt und gefüllt wurde: zwar besorgten wir keine Verweichlichung des Heeres; aber es ward den Vertheidigern nun doch recht schwer, mit den langen

Speeren darin zu handtieren und bei der Abwehr der Stürmer blos diesen, nicht auch Flora und Pomona auf die Köpfe zu schlagen.

Ganz dicht an der Westplanke hin zog sich eine Reihe gar schöner, stattlicher Bäume: Pappeln, Ahorn und Kastanien, in „guten" Maikäferjahren umschwirrt von Hunderten der braunen Surrer, jeden Herbst aber eine herrliche Hochwart, um versteckt im dichtesten Zweigwerk, den unten in der Gartenstraße harmlos vorüber Gehenden ungesehen Kastanien auf den Kopf fallen zu lassen: beileibe nicht zu werfen, das wäre gar bald aufgekommen; nur so sacht und sanft, wie ja die gereifte Frucht aus der zersprungenen Schale dem Wanderer häufig auf den Hut fällt; allerdings die Häufigkeit dieser Zufälle machte die Nachbarn zuletzt stutzen.

Außer dem Sommerhaus auf dem Berg enthielt nun der Garten in seiner nördlichen Vorderseite gleich am Hof-Gatter noch das stattliche, langgestreckte Glashaus, im Sommer leer, sonst aber bis

oben an die Decke auf den hohen Gestellen mit Blumenstöcken gefüllt. Nur ein schmaler, ziegelgepflasterter Gang, der im Westen in eine enge Rundung auslief, blieb frei zwischen den Glasfenstern und dem Blumengestell. Als Burg war das „Glas"haus nun freilich nicht zu verwenden: aber mir war es doch ein gar theurer Fleck! Häufig ward, zumal im Spätwinter, Frühling und Herbst, das Mittagsmahl darin eingenommen — die Rundung bot gerade Raum für einen Tisch und einige Stühle — mitten unter den Duft ausathmenden Blumen! Allein am schönsten war es doch, weilte ich einsam in dem Hause, zu den höheren Stockwerken auf der Staffelei hinansteigend, jeden einzelnen der vielen hundert Blumenstöcke genau musternd, sie von Staub, Spinnen, Schaben, Asseln säubernd. Aber mehr noch als die Blumen waren von Kind auf meine Lieblinge die Vögel: „Jungherr Felix von der Vogelweide" nannte mich schon früh der Rector der Lateinschule Beilhack. Nun nisteten auf der gen

Süden blickenden, vor Wind geschützten, von uns lärmenden Buben am seltensten verstörten Vorderwand des Hauses von jeher und ohne Anlockung gar viele herzliebe Vögel des Gartens: zumal Rothschwänzchen, das Rothkehlchen und selbst die Zaunkönige. Leicht gelang es, indem ich im Winter regelmäßig im Innern des Hauses auf die Erde der großen Topfgewächse Futter streute, die überwinternden, nämlich Amsel, Rothkehlchen, Zaunkönig, Ammer, allmälig zu gewöhnen, Mittags, wann bei hellem Sonnenscheine die Fenster halbhandbreit geöffnet wurden, einzufliegen, zu schmausen und dann zuerst vom Schließen der Fenster überrascht, sehr bald aber auch freiwillig hier zu nächtigen, in dem warmen, vor Wind, Wiesel, Marder und Katze sicheren Zufluchtsort, wo es auch an den Blumenstöcken immer noch eine reiche Nachlese von Kerbthier-Eiern oder Puppen abzu„klauben" gab. Welche Freude machte die stets zunehmende Vertrautheit der Vögel! Die Rothkehlchen holten sich zuletzt unverzagt die

Brodkrumen von unsrem Mittagstisch unter den überragenden Rhododendren, Thuien und Oleander-Büschen.

Hier mag nun sie ausführlicher eingeschaltet werden, jene Liebhaberei, welche mich von der Knabenzeit bis zu dieser Stunde begleitet hat: eben die Vorliebe für die Vogelwelt. Die leicht beschwingten, so lebhaft erregten Thierlein, die aus Liebeswerben, aber auch aus bloßer Lust am Dasein, aus Lebensfreude holde Weisen singen — die wahren Optimisten unter der Thierwelt! — haben von jeher mein Herz gewonnen.

Der große Aelterngarten, auf beiden Seiten von andern Gärten, vorn von dem waldgleichen Park umgeben, war von zahlreichen Vögeln aller deutschen Arten, von Stand-, Strich- und Zugvögeln belebt; ihr Treiben zu beobachten hatte ich also viele, viele Jahre lang stets Gelegenheit: lange bevor ich ihre lateinischen Namen wußte, war ich ein ganz gut unterrichtetes kleines Ornithologelein. Auf dem großen freien

Platz vor dem „Berg“ war mein Vogelherd angebracht: die Gebüsche des Berges verbargen mich zur Genüge; manche schöne Stunde im Spätherbst verbrachte ich hier, wann die Zugvögel von Norden nach Süden wanderten, die Strichvögel von Garten zu Garten stöberten, den Strick des Schlagnetzes in der Hand, klopfenden Herzens harrend, ob zu den Zeisigen, Buch-Finken, Distelfinken, Grünfinken, Häuflingen, die bereits innerhalb des Bereiches des Schlaggarns die hingestreuten Körner pickten, auch wohl ein par von den heißbegehrten, aber sehr klugen Dompfaffen herunter fliegen würden, welche hoch von den Ulmenwipfeln mit mißtrauischen Augen herablugten. Welche Freude, wenn nun das Netz zuschlug über einer großen Schar! Rasch und mit schonender Hand waren sie aus den Maschen gelöst und zunächst einzeln oder parweise in halbdunkeln Käfigen geborgen, bis sie nach einigen Tagen in den großen Flugbauer übersiedeln konnten, der im Treibhaus oder im oberen Glasgang des Wohnhauses seinen Platz hatte. Den

Winter über wurden sie hier verpflegt, und sobald sich im Frühjahr, etwa im April, ihre Genossen im Garten zeigten, in Freiheit gesetzt. Manche blieben gar zahm und vertraut, so daß sie mir Tage und Wochen lang in das Haus nachflogen. Amseln wurden mittelst sehr einfacher Vorrichtung, — eines aufgespreizten Siebes — im Winter Sperlinge und Ammern freilich noch einfacher durch rasches Zuziehen der Thüre des Pferdestalles, Meisen und Kleiber im Schlaghäusel gefangen: — Schlingen, Sprenkel, Dohnen waren streng verpönt und jede Art von Thierquälerei, z. B. auch das Wegfangen im Frühling; alle Nester im Garten kannte ich und schützte sie durch eifriges Wegschießen von Katzen, Wieseln, Eichhörnchen, Elstern und Krähen. Reich hat mir die Schar der kleinen Vögelein solchen Pflegeschutz vergolten: häufiger als in den Nachbargärten nisteten sie bei uns. In dem Balladenkreis Walther von der Vogelweide (Balladen und Lieder, Leipzig 1878, S. 131—169) habe ich gar viel von den eigenen Erfahrungen verwerthet. Die nie

erloschene Liebhaberei kam erst seit 1873 wieder zu eifriger Pflege zu Königsberg: in dieser Festungsstadt ohne Lenz und ohne Landschaft mußte man ein Stück lebendiger Natur im Zimmer haben, und so wuchs denn die Zahl der Käfige von dem schlichten Anfang mit einem Hänflingpärchen allmälig bis zu sieben Käfigen, um später wieder auf drei herab zu sinken. Aber von diesem Vogelidyll im Wintereis von Thule später in anderem Zusammenhang.

Neben dem Treibhaus gen Westen tiefer in den Garten hinein, der Südsonne voll zugewandt, zog sich eine Reihe von Winterkasten für Bergung und Frühzucht von Blumen und von jungem Gemüse; einer derselben hatte so steilschräg abfallende, starke Bretter mit hinten senkrecht so hoch aufsteigendem Rande, daß derselbe eine treffliche nahezu sturmfreie Schanze bildete, von welcher den Anstürmer über die schiefe Ebene hinab rücklings in den weichen, tiefen Schnee zu stürzen ebenso leicht wie vergnüglich war. In der Mitte ward der Garten von Nord nach Süd

durch einen Querweg geschnitten, der also die drei Längswege kreuzte: gerade bei dem Zusammentreffen des mittleren Längswegs und jener Querstraße lag in einer weiten Rundung der stattliche Springbrunnen, gespeist von einem starken in dem Garten selbst entspringenden Quell, der wunderklar, aber sehr kalt war. So gewährte das fast mannshohe Becken, aus welchem des Springquells flüssige Säule stieg, im Sommer ein herrliches Bad; nicht nützlich nur uns Buben: über das Blumen und Blattpflanzen tragende Gittergeländer ward — nach Bedarf — ein spitz zulaufendes Zelt von undurchsichtiger grauer Leinwand aufgeschlagen, unter dessen Schutz Erwachsene auch dann noch baden konnten, als die allmälig wachsende Zahl der in unseren Garten blickenden Fenster von Nachbarhäusern solche Bedachung erforderte. Wir Buben trieben die Abhärtung in dem stets sehr kalten Quellwasser so unsinnig weit, daß wir etwa im November oder im März durch eine vielleicht papierblattdicke Eisrinde hindurch in das

Becken sprangen, allerdings nur um sofort mit äußerster Hurtigkeit, aber doch in der Farbe gesottener Krebse uns wieder heraus zu schwingen. Die — unaussprechlich langweiligen — Goldfische in dem Becken werden wenig Freude an solchem Besuch verspürt haben; die Aeltern durften natürlich nichts davon ahnen.

Allein der Springbrunnen gewährte im Winter auch ein länger dauerndes Vergnügen. Um die flüssige Säule herum erhob sich dann allmälig aus den auf die gefrorne Fläche des Beckens seitwärts auffallenden Tropfen ein hoher, innen hohler, prachtvoller Eisthurm, dessen Kristalle im Sonnenschein einen wunderschönen Anblick gewährten. Jedoch wir Buben begnügten uns nicht gern lang mit der bloßen Betrachtung: gar viele Kämpfe auf dem Eise, Abenteuer von Nordpolfahrern spielten sich auf diesem „weißen Meer" und um den Eisberg her ab.

In der Nähe des Springbrunnens auf der Nordseite lag das sogenannte „Salettel" (Münchener

französisch für »la Salette«), ein zwar recht geräumiges Sommerhaus, in welchem auch manchmal zu Abend gespeist ward, aber als Burg wenig beliebt, weil einmal der Eingang so breit war, daß ihn kaum drei Schildträger erfolgreich decken konnten, und weil zweitens die sehr weit von einander abstehenden Latten der luftigen Wände dem Feind die Vorgänge in der Veste nicht genug verbargen, sogar nicht in den Monaten, da Hedera und Lonitzera, deren Gerank von außen das Gatterwerk umgab, ihre Blätter darüber spreiteten. Von draußen gut gezielte Pfeile, Schleudersteine, Wurfspeere mochten die Vertheidiger unschwer treffen.

Dagegen die nach und neben der Bergburg am höchsten gewerthete Veste war die herrliche „Kegelbahn", welche sich auf der Südseite des Gartens hart vom Hofzaun an der Seitenplanke hinzog, zwischen dieser und ihrer Südwand nur einen buben- (kaum manns-)breiten Gang lassend, in welchem verwilderte Himbeeren, Hollunder, Schirling wuchsen

und der, fast immer in feuchtem Schatten liegend, ein Versteck von Katze, Wiesel und Marder, ein wenig unheimlich und verrufen war. Die Bahn selbst, sehr lang, ein glattes Brett auf gestampfter Erde, war prächtig und es ist nicht ihre Schuld, daß ich nach so langer Uebung auf ihr später in Königsberg in der Professoren-Kegel-Gesellschaft keineswegs eine hervorragende Rolle spielte: doch es liegen fünf und dreißig Jahre zwischen der letzten Kugel in der Königinstraße an der Isar und der ersten in der Tragheimer Kirchenstraße am Pregel.

An die Bahn stieß gen Osten eine gedeckte, sehr stattliche, langgestreckte, gen Norden durch Lattengitter, gen Süden durch eine Bretterwand geschiedene, hochgewölbte Halle, in welcher die Kegelgäste fröhlich zechen und schmausen mochten; jene Bretterwand war von oben bis unten überklebt mit schnurrigen Bildern.

In das hochgewölbte Dach der Kegelbahn führte eine nur auf der Leiter zu erreichende runde

Oeffnung: in diesem fast völlig dunkeln Raum waren Gartenwerkzeuge, Stroh und Aehnliches geborgen: ich vermied es, wie ich früher oft neugierig gethan, hinein zu schlüpfen, seit einmal der alte Jakob blutend aus schlimm zerkratztem Gesicht daraus zurück kam: höchst bösartige, verwilderte Katzen hatten dort eine Räuberhöhle aufgeschlagen: ich erschoß, den treuen Gefolgsmann rächend, Kater und Kätzin und ersäufte die Jungen.

Die Bahn war von dem Garten nur durch eine offne Bogenstellung geschieden: allein die ganze Länge begleitende Blumengestelle in acht Stockwerken, im Sommer von den sonst das Treibhaus füllenden Töpfen besetzt, machten die „Bahn-burg" hier unantastbar; der sehr weite Eingang in die Halle ward durch völkerrechtlichen Vertrag für immerdar als undurchschreitbar erklärt —: dies war unumgänglich, da die Burg sonst nicht zu halten gewesen wäre, in welche im Osten gegen den Hofzaun hin noch zwei große Bogenfenster führten, und außerdem noch hart

an dem Kegelbrett eine sehr schmale, für den Kegelbuben bestimmte Lucke: ganz dem durch König Teja's Heldentod berühmten Engpaß auf dem Milchberg bei'm Vesuv vergleichbar. Lieber Gott, du weißt es, wie viele Hiebe und Stöße ich in Vertheidigung dieses Bretterloches davon getragen habe!



VII.

Nun ist es aber endlich hoch an der Zeit, dem freundlichen Leser, der sich schon lang über die waffen-klirrenden Redensarten in Schilderung eines friedlichen Gartens wundert, zu erklären, wie es kommt, daß dieser Garten ihm unter dem Gesichtspunct eines ausgedehnten Kriegsschauplatzes dargestellt wird.

Das kommt daher, daß alle Zeit, welche ich nicht einsam, welche ich mit Spielgenossen in diesem Garten zubrachte, von meinem siebenten, ich gestehe es ohne Schämen, bis an mein sechzehntes Jahr hin — außer mit Kegelschieben — in Kampf und Kampf-spiel jeder Art, später dann in Waffenübung jeder Art zugebracht wurde.

Dieses „Ritterspielen", wie wir es gemeinhin nannten, war die größte Freude meiner Knabenzeit:

— ja vielleicht die größte, reinste, weil am Mindesten mit Widerstreit errungene meines Lebens.

Aber nicht nur deßhalb, noch mehr darum gehe ich ausführlich darauf ein, weil diese Spiele des Knaben die ganze Eigenart des Menschen, zumal die Eigenart, die Richtung und Färbung meiner Einbildungskraft zwar noch in der Knospe, jedoch vollständig und ungemischt mit fremden Einflüssen darstellen. Hier bin ich am Meisten ich selbst: hier und in manchen meiner epischen Dichtungen — in die Lyrik hinein ist auch wohl Fremdes anempfunden worden: gerade deßhalb haben meine Balladen und meine Romane, zum Theil auch meine Dramen, Roderich, Markgraf Rüdiger, Deutsche Treue — die größte Aehnlichkeit mit den damaligen „Ritterspielen".

Daß ich nicht acht Jahre meines Lebens lediglich „gerauft" habe in unserem Garten, auch andres drin getrieben, die Natur mit allen Sinnen in mich aufgesogen, geträumt, gesonnen, gegrübelt, später gedichtet, — das haben wir gesehen oder wird sich noch

zeigen: aber all das that nur der einsame Felix: mit den Freunden focht er oder hielt Reden aus der Seele irgend einer geschichtlichen oder Sagen-Gestalt heraus.

Ich lernte sehr früh lesen, vor dem sechsten Jahre schon: und zwar nicht in einem Abc- oder Schüler-Lesebuch, in Schiller: das ward entscheidend für meine ganze Entwicklung.

Die angeborne Hinneigung zu Schillers Eigenart, — die Blasphemie, mich Schiller anvergleichen zu wollen, wird mir wohl Niemand zutrauen — das hoch Pathetische, das Rhetorische, die Freude an dem Pomp der Sprache, an stolz rauschenden Rhythmen, die Richtung auf die Geschichte, später dann das Philosophische, das Männliche (durchaus nicht Weibliche!) in der Vorstellungs- und Sinnes-Art — all dies ward dadurch früh geweckt und gesteigert, daß das Kind die allerersten dichterischen Eindrücke durch denjenigen Dichter empfing, der, ob auch nur wie die Sonne dem Oellichtlein, unter allen je mir

bekannt gewordnen Dichtern mir am meisten artverwandt ist.

In der schönen zweibändigen großen Folio-Ausgabe von Schillers sämmtlichen Werken — (den II., die Prosaschriften enthaltenden Band entdeckte ich erst viel später) — lernte ich buchstabiren und lesen: der mächtige Band lag auf den Knieen meines lieben Vaters: er studirte daraus Lionel oder Melchthal oder Max: mit Staunen hörte das Kind den prächtig rollenden, klangvoll rauschenden Worten zu: da fragte mich der Vater, ob ich mehr davon wissen, ob ich es selbst kennen lernen wolle? Und bald las ich, mit dem Fingerlein den Zeilen folgend, mit glühenden Wangen den Taucher, die Glocke, den Kampf mit dem Drachen, den Monolog der Jungfrau, die sechzehn Fähnlein, die hohle Gasse von Küßnacht, den Reitertod Max Piccolomini's. Gar wenig verstand ich anfangs von dem Sinn, aber es klang so schön! Und mit Hilfe der erklärenden Aeltern lernte ich dann auch bald Einiges verstehen.

Seit ich aber lesen konnte, las ich Alles, was ich zu erreichen irgend vermochte. Doch hielten die Aeltern in weiser Erkenntniß des gewaltigen Uebergewichts der Einbildungskraft über alle andern Geistes-Kräfte und Anlagen des Knaben, abgesehen von einer Auswahl aus Schiller und Uhland, alle dichterischen Bücher sorgfältig von mir fern: — sie, diese Einbildungskraft — die Phantasie — ist oft mein Fluch und schließlich doch mein Segen geworden! —

Sobald ich zu allererst von dem Hauslehrer — (über meine Lern- und Schulgeschichte später im Zusammenhang) — von „Geschichte" überhaupt Wind bekam, so zu sagen, entdeckte, daß es so was gab: Berichte von Thaten früherer Geschlechter von Menschen, die ähnlich und doch wieder anders waren wie wir, da ergriff mich der zweite Geist, der meine Entwicklung beherrschen wollte: der geschichtliche. Viel später selbstverständlich, aber doch sehr früh — ach allzu früh für gesunde, fröhliche Entfaltung

meiner Jugend! — ward ich fähig, ja gezwungen, den dritten meiner Leitgeister zu entdecken: den der Philosophie.

Mein Hauslehrer war bald ausgefragt aus der Geschichte: — mit acht Jahren wußte ich davon so viel als er. Mein Heißhunger nach „Mehr" sollte befriedigt werden durch ein Weihnachtsgeschenk: aber meine Aeltern waren in der Auswahl übel berathen: auf Empfehlung jenes Lehrers schenkten sie mir die ganz einseitig katholische, rein ultramontane Geschichte von Annegarn. Durchrast waren die 7 Bände gar bald. Aber sie gefielen mir nicht: selbstverständlich nicht wegen des „Standpuncts", sondern „weil so wenig darin stand", d. h. nichts für die Anschauung. Durch Zufall erhielt ich gerade nach Beendung des siebenten Bandes von einem Verwandten die Becker'sche Weltgeschichte geschenkt: vierzehn Bände! Schon deßhalb mir nochmal so lieb als Annegarn! Nun las ich Becker: immer wieder! War ich mit der letzten Seite des XIV. Bandes — es ist Seite 422: ich besitze das

selbe Exemplar noch seit 48 Jahren und hole es eben mit Liebe aus der Bücherei, diese Zahlen richtig zu geben: — mit Columbia und Haiti und dem Jahre 1838 (aus diesem Jahre stammt die mir geschenkte VII. Ausgabe) fertig, so fing ich unverdrossen mit Seite 1 des I. Bandes wieder an: und so habe ich die vierzehn Bände durchgelesen — ich kann nicht sagen wie oft. Dabei schenkte ich mir aber später den „Werth und Inhalt der Weltgeschichte!" und fing gleich mit den träumerischen Indern und ihren Kasten an.

Nun aber blieb es nicht beim Lesen und der durch die Wiederholung unwillkürlich bewirkten Einprägung in das Gedächtniß. Nein: ich sah Alles, was ich gelesen. Zumal alle Kriege, Schlachten, Kämpfe, aber auch die vorhergehenden Reden und Briefe der Gesandten und Könige beschäftigten meine Einbildungskraft so lebhaft, daß ich jede Nacht träumte, — in Traumbildern, in Gestalten und Farben sah — was ich den Tag über gelesen. Und

zwar mit der Abänderung, daß ich selbst stets mithandelnd oder mitleidend dabei war, in der Tracht der Zeit, mit den Waffen des fraglichen Volkes. Ich kämpfte als der helmumflatterte Hektor vor dem skäischen Thore, ich fiel im Engpaß von Thermopylä, ich erschlug, als der letzte der Horatier, meinen (kaum gebornen) Bruder (Ludwig), ich verbrannte die Schiffe der Perser zu Salamis, ich kämpfte als Alexandros bei Arbela und war dann sehr huldreich gegen meine weiblichen Gefangenen, ich war Hannibal oder Scipio, ich war — mit Leidenschaft — Armin, ich erstürmte Rom und ward in Busento bestattet, ich war (ganz besonders gern) König Teja auf dem Vesuv, ich war Widukind (aber vor und ohne Unterwerfung!), ich blies zu Ronceval mein Rolandshorn, ich erstieg mit Gottfried von Bouillon die Mauern von Jerusalem, ich focht als König Richard Löwenherz wider Saladin, ich jagte als Kaiser Friedrich II. die Schlüssel-Soldaten aus meinem italischen Königreiche, ich schoß als englischer Bogenschütze unter die stolze französische

Ritterschaft bei Azincourt meine ellenlangen Pfeile, — aber weiter in die späteren Jahrhunderte zog mich die Neigung nicht: mit Brünne, Schild und Speer, nicht mit der Feuerwaffe spielte die Einbildungskraft und der Traum des Knaben: nur etwa — in gewaltgem Sprung! — Körners Tod, Schills Tod, die Tiroler von 1809 und Waterloo wurden nachgelebt in Gedanken: war es die unbewußte Empfindung, daß vom XV. Jahrhundert an die deutsche Geschichte bis 1813 so gar wenig Herzerquickendes darbietet? Die Kämpfe zwischen Katholiken und Protestanten im XVI. und XVII., aber auch die zwischen Oesterreichern und Preußen im XVIII. Jahrhundert stießen mich ab.

Lange Zeit tobte sich nun diese geschichtliche Begeisterung, diese bilderschauende und gestaltungsbedürftige Einbildungskraft in der Einsamkeit in Einzel-Reden, in Selbstgesprächen aus.

Entzündet von irgend einem so eben gelesenen Kampf ergriff ich meinen kleinen Säbel, rannte in

den Garten und mähte unter homerischen Helden-Scheltworten die Brennnesseln, den Wasserschierling oder die welken Maisstengel oder die ausgewachsenen Spargel nieder.

Allein alsbald genügte das doch dem älter gewordnen nicht mehr. Ich fing an mich der Heldenstreiche gegen Nessel und Schierling zu schämen. Und es drängte mich mit aller Gewalt, was ich gelesen, mehr noch was ich bei dem Lesen mir hinzugedacht, genauer ausgeführt oder was ich — die Wirklichkeit der Geschichte verbessernd! — umgedacht hatte, nun Andern zu erzählen, es Andern bei zu bringen, Andere durch meine Schilderung zu der gleichen Begeisterung fort zu reißen.

Meine Lust, — wahrscheinlich viel weniger: meine Kunst! — zu fabuliren, war so bedeutend, daß ich, etwa vierzehn Jahre alt, viele, viele Wochen hindurch zwei meiner Genossen, die denselben halbstündigen Weg mit mir zur Schule hatten, Indianergeschichten erzählte, angeblich aus einem Buche meines Vaters:

in Wahrheit aber erfand ich sie stehenden oder vielmehr gehenden Fußes auf dem Fleck. Den Anstoß dazu hatte ein einziges Bändchen von Cooper gegeben. Die Beiden konnten gar nicht genug hören aus dem „großen Buch" und wollten es immer geliehen haben, was mich zu so vielen Ausflüchten zwang, daß ich ihnen zuletzt die Wahrheit aufdeckte. Erst wollten sie's nicht glauben: sobald sie es aber glaubten, „schüppelten" sie mich weidlich.

Es blieb nun aber nicht bei dem bloßen Erzählen, leben wollte ich diese Geschichten, diese Kämpfe zumal.

Dazu jedoch gehörten mindestens zwei, ja viel mehr als zwei.

VIII.

Da traf es sich denn glücklich, daß ich unter meinen Schulcameraden — schon im achten Jahre kam ich in die „Lateinschule" — und den Nachbarssöhnen etwa ein halb Dutzend Buben fand, welche (zwar sämmtlich älter als ich), mir auch sonst schon vor Andern lieb und befreundet, nun dadurch ganz besonders ans Herz wuchsen, daß sie sämmtlich, obgleich in verschiedenem Maß und in manchfaltiger Richtung, an meinem Fabuliren Freude fanden, zumal es keineswegs bei bloßem Reden auf meiner und Zuhören auf ihrer Seite blieb: vielmehr stellten wir Alle, mit vertheilten Rollen, auf dem hiefür herrlich geeigneten Schauplatz meines großen Gartens in Tracht und Waffen, in lebendigen Worten und Werken, d. h. Hieben und Stößen dar, was ich — oder auch

einer der Genossen — an Geschichte oder Sage oder Kunstdichtung eben gelesen hatte, wovon der Leser entzündet worden war und was er nun den Andern zu spielen, d. h. darzuleben vorschlug.

Wehmuth ergreift mich, muß ich nun bei Aufzählung dieser meiner Spiel- und Kampf-Genossen fast jedem ein †, ein requiescat in pace beifügen: ich bin — mit Einem Genossen — allein noch übrig aus der freudigen, waffenfrohen Ritterschar!

Da waren vor Allem die Nachbarssöhne, selbstverständlich am Tiefsten eingeweiht und am Besten geübt, weil ich sie jede freie Stunde in den Garten herbeirufen konnte: der Zenger-Gustel und der Monten-Gustel.

Gustav, der Sohn des Professors Zenger (oben S. 30 f.), ein prächtiger, kraftstrotzender Bub, mit braunschwarzen Augen und einem dicken Wust von gleichfarbigen Haren, deren Vorder-Schüppel ihm unablässig in das Gesicht fiel, weßwegen er sich angewöhnt hatte, ihn aus der Stirn zu entfernen mit

einem seltsamen aufwärts Blasen des Mundes, wie ich es außer bei'm Zenger-Gustel nur noch an Delphinen gesehen habe. Er besaß nicht so viel Einbildungskraft und nicht so viel Fähigkeit und Lust, zu reden, wie mancher Andere von uns — sollte er als Gesandter oder Herold oder Bote über Krieg und Frieden verhandeln, war das Diplomatische immer unglaublich rasch zu Ende, und stieß er auf Ablehnung, fing er — wider alles Völkerrecht! — auch wohl als Gesandter — er allein gegen drei oder vier — im feindlichen Lager zu „raufen" an. Denn der Prachtbub — breit, untersetzt, stämmig — viel stärker als ich und die Meisten von uns — ersetzte, was ihm an Fabulirung gebrach, durch eine wahrhaft bärenhafte Tapferkeit. Als ich die Edda kennen lernte, fand ich meinen breitbrustigen Zenger-Gustel, abgesehen nur vom rothen Har, wie er leibte und lebte, wieder in Asa-Thôrr: und Totila's Bruder Ildibad, der wackre Schlagetodt, ist nachgebildet meinem armen Gustel, welcher, kaum erst Statsanwalt

geworden, in der ersten Zeit seiner glücklichen Ehe zu Augsburg an einer Krankheit starb. Es war eine treue Seele sonder Falsch und Fehl, herb, spröd, kerngesund: oft hat er meine „Ueberspanntheit" mit köstlichem Spott gegeißelt. Gar manche Narbe trag' ich auf dem Kopf, am Kinn, an Armen, Brust und Beinen, die mir der grimme Gustav mit seiner ungefügen Streitaxt schlug, meine schönsten Fechtkünste geraden Streichs durchhauend: ich trag' sie gern, ihm zum ehrenden Gedächtniß.

Eine sehr verschiedne Natur war der Monten-Gustel, d. h. August, der Sohn des hervorragenden Schlachten-Malers Dietrich Monten und der Frau Adele, einer wunderschönen Blondine. Monten kaufte den westlichen Theil des früher von Orff'schen Gartens — südlich von dem unsrigen — und baute darin an der oberen Gartenstraße das schöne echt künstlerisch ausgestattete Haus, welches nach des Erbauers frühem Tode Kaulbach erwarb und bis an seinen Tod bewohnte. So waren

Montens unsere nächste Nachbarn geworden und wie die Aeltern hielten die beiden einzigen Kinder beste Nachbarschaft und Freundschaft: in der unsere Gärten scheidenden Planke ward ein Thürlein angebracht und unzähligemale holte ich den lieben Gustel zum Spiel in meinen Garten herüber, der noch mehr als einmal so groß und schon deßhalb viel besser zum Spiel geeignet war, weil er uns der Beobachtung der lieben Aeltern leichter entzog. Die Väter mischten sich nämlich doch manchmal in ein allzu hitzig gewordnes Gefecht: nicht ganz mit Unrecht: denn ich muß schon gestehen, unsere sieben Schutzengel müssen alle Hände voll zu thun gehabt haben, zu verhüten, daß in den sieben, acht Jahren dieser wilden Kämpfe keiner ein Auge oder alle Zähne — einzelne fielen allerdings als Opfer! — oder sonst was eingebüßt hat. Denn unsere Waffen waren doch oft geradezu recht gefährlich. Als ich von den Bauernkriegen zur Zeit der Reformation gelesen, verfertigte ich mir mit großer Beflissenheit und Kunst einen lieblichen „Morgenstern",

d. h. ich schlug durch meine mehr als armsdicke Eichen-keule einige fingerlange Bretternagel und freute mich schon, dem Grafen von Helffenstein d. h. eben dem Monten-Gustel den goldgleißenden Helm damit zu zerhauen, als mich bei der vollendeten Arbeit in der Holzlege leider mein lieber Vater erwischte und unter unsanften Worten den Morgenstern sofort in's Herdfeuer warf! Daß wir am Ende eines solchen Sommer- und Schlacht-Tages Alle aus mancher Wunde bluteten, von Beulen, blauen Flecken und Schrammen nicht zu reden, wird der geneigte Leser leicht glauben. Nie gingen wir in das Haus, ohne uns am Springbrunnen von Schweiß, Blut und „Schlacht"-Schmutz gesäubert zu haben; die Löcher in den Hosen konnten wir freilich nicht flicken!

Der Monten-Gustel nun also war ein hoch aufgeschossnes, schlankes Bürschlein, der Längste von uns: — ihm auf den Helm zu schlagen, erheischte hohes Ausholen! — blauäugig und blond wie seine Mutter und wie diese von gar zarter

Gesichtsfarbe, fast wie ein Mädchen. Er war bildhübsch und wußte das: aber auch wir wußten, daß er es wußte und daß er besonders um Deckung seines feinen Gesichts besorgt war im Gefecht: ging es mir schlecht im Kampf mit dem viel Größeren und Stärkeren, so bedrohte ich eifrig — sein Helm trug kein Visir, wie der meine — sein Antlitz; er hatte eine so zu sagen „nervöse" Tapferkeit; ward er zornig, so hätte er seinen Gegner ohne Weiteres todt geschlagen. Der stattliche junge Mann, später ein Hauptkämpfer des Corps der „Franken", starb als Verwaltungsbeamter zu München in der Blüthe der Jahre an einem Herzfehler.

Monten stand mir in der Fabulirung am Nächsten: angeborne Anlage und rege Einbildungskraft wurden durch die künstlerischen Eindrücke in seinem Aelternhause entwickelt und gepflegt: er las Viel und welche Sammlung von Waffen und von Kupfer-Werken mit Trachten, mit Waffen und Geräthen aller Völker besaß sein Vater! war er doch

Schlachtenmaler. Monten war neben oder nach mir der „Dichter" oder doch der „Regisseur" der meisten unserer Spiele.

Meinem Herzen aber noch theurer war Julius Greiß, der Sohn eines Büchsenmachers in der Au, also jenseit der Isar; er wohnte fast $^3/_4$ Stunden weit von mir: wir kamen doch gar viel zusammen. Erheblich älter als ich, war er körperlich wenig entwickelt, schwach oder doch zart: aus dem mageren Gesicht blickten zwei seelenvolle, sanfte Augen — er hatte ein weiches, sinniges, fast weibliches Gemüth. Er liebte mich schwärmerisch; unsere Verbindung war die zärtlichste, während meinem echt bubenhaften Verkehr mit den Andern jede Weichheit fehlte. Als ich später recht arg, ja krankhaft sentimental wurde, machte er diese Wendung so eifrig mit, daß ich darüber stutzig ward und ihn zu heilen suchte, während doch ich ihn angesteckt hatte. Er war gar schmiegsam und ging auf alle meine Einfälle eifrig ein; ja, als ich Vierzehnjähriger mir meine erste

„Liebe" einbildete (s. unten), ging meines Julius Anschließung so weit, daß er pflichtschuldigst deßgleichen dieser Einbildung sich hingab, doch in dem Verhältniß Skirnirs zu Freyr. Unsere schwärmerische Freundschaft ward nie dadurch gestört, daß wir sechs Jahre lang in der Classe wie auf Leben und Tod um den ersten Platz in der Geschichte rangen (s. unten). Höchst werthvoll war für uns die Werkstatt des Vaters Greiß, auch bevor wir, was erst spät und nicht umfassend in diesen Spielen geschah, aus dem Mittelalter in die Zeit der Feuerwaffen übergingen: der gutmüthige Meister hat uns an Amboß und Schraubstock gar manche zu Schaden gekommene Schutz- und Trutzwaffe zurecht geflickt! — Kaum hatte Julius mit rühmlichster Auszeichnung die Abgangsprüfung von dem Gymnasium bestanden, als er vom Gehirn-Typhus ergriffen nach neun Tagen starb. (1850.) Mein Schmerz war gränzenlos: es war — so früh! — der erste Verlust, den mir der Tod brachte. Ich glaube, kein männliches Wesen hat mich je so

schwärmerisch, so weich empfindend geliebt, wie dieser sanfte Julius, ein musterhafter Sohn, ein musterhafter Schüler und welch ein Freund!

Weiter ist unter den jungen Helden zu nennen Clemens Piloty, der jüngste Bruder des berühmten Malers Karl von Piloty, ebenfalls eine weiche, zartbesaitete Natur, voll Empfänglichkeit für alles Schöne, für Musik hervorragend begabt, aber auch für die Dichtung: freilich waren Hölderlin, Lenau, Eichendorff seine Lieblinge: das Gemüthstiefe, das Zarte, auch wohl das Wehmüthige zog ihn am Meisten an: an unseren grimmen Hieben hatte er wenig Freude — war er doch schwächlich von Kindheit auf; doch ersetzte er, ein eifriger Turner, durch Gelenkigkeit, was etwa ihm an Kraft gebrach, und stand so im Kampf auch wacker seinen Mann (oder doch seinen Buben); wir kamen uns später besonders nah, da wir als blutjunge Studentlein selbander 1852 die Hochschule Berlin bezogen (s. unten); im vorigen December (1889)

starb er als „frei resignirter“ Notar zu Erding an Lungenentzündung im Gefolge von Influenza, gerade zu derselben Zeit, da ich mich, von derselben Krankheit auf das Aeußerste gefährdet, um Haresbreite noch rettete.

Erst ziemlich spät trat in unsern Kreis — kurz vor dessen Auflösung durch den Uebertritt an die Hochschule — Franz Schneider, ein „famoser Cumpan“, dessen Stärke allerdings nicht im Griechischen und Lateinischen lag, sondern in einer „kreuzfidelen“, zum Uebermuth stark hinneigenden Laune: er machte von uns allen den schlechtesten Fortgang und die besten Witze, die ausgelassensten Streiche! Gar manchen Mittwoch oder Samstag Nachmittag und den ganzen Sonntag entbehrten sein die Genossen in der tosenden Feldschlacht, weil ihn schnöder Hausarrest oder gar Carcer fern hielt. In der Classe oft auf der letzten Bank, war er im Gefecht stets der Vordersten Einer. Hochaufgeschossen, mager, ganz Muskel und Sehne, von etwas gelbbrauner Gesichtsfarbe und

ausgesprochenem kurz-krausem Neger-Wollhar, mit blitzenden, tief dunkelbraunen Augen und blendend weißen Zähnen, war er wie geschaffen dazu, als Emir der Saracenen unter dichtem, weißem Turban (— denn gar kunstvoll verstand er die Küchenhandtücher der alten Toni, des weiblichen Majordomus meines Aelternhauses, in Falten zu legen —) und im lang nachflatternden weißen Burnus (— dem Bademantel meines Vaters! —), gerade mich zu bekämpfen, der ich recht oft Richard Löwenherz (mit Julius als Blondel!) war. Wahrlich, nicht gerade häufig durften sich die Kreuzfahrer des Sieges rühmen, brach der lange Heide aus dem Wald der Palmen (= Stangenbohnen, beziehungsweise Bohnenstangen) mit markerschütterndem Allahrufen wider uns hervor! Der Emir studirte später Medicin, dadurch kam er uns Juristen mehr aus den Augen: er ist für uns früh verschollen, er soll als Militairarzt in englischem Dienst vor Sebastopol gefallen sein.

So ist denn von den Kämpfern jener Tage

außer mir nur noch Einer am Leben: mein lieber Freund Heinrich Engert, seit geraumer Zeit königlicher Gerichtsarzt zu Dachau. Auch er trat nicht gar früh zu uns und nicht oft schwang er Schwert und Speer. War er doch, das gerade Gegentheil des übermüthigen Franz, unvergleichlich und nach jeder Richtung der vorzüglichste Schüler von uns Allen: unter recht ungünstigen häuslichen Verhältnissen heranwachsend, war er stets nicht blos in allen Classen und zwar in jedem Fache, der Erste, ja nahezu in jeder einzelnen „Scription", während Julius Greiß regelmäßig der Zweite war und meine, sehr bescheidne „Aristeia" sich auf Geschichte, Deutsch und Religion beschränkte. Heinrich kam mit widernatürlich wenig Schlaf aus: zu ganz unglaublich frühen Stunden stand er — auch im Winter — auf und, an Begabung unseren Besten gleich, überholte er auch diese durch einen übermenschlichen Fleiß, den ich immer beneidet und nie erreicht habe: daran hinderte mich das leidige Bedürfniß langen Schlafes.

Groß und stark war Heinrich ein Thurm in der Schlacht, dem Telamonier Ajas vergleichbar. Mehr auf scharfen, hellen Verstand als auf Einbildungskraft angelegt, machte er unsere Narreteien mehr aus Gutmüthigkeit denn aus Spieleifer mit, verschmähte jedes „Costume“, nannte seine Bohnenstange niemals „Speer“, brauchte sie aber mit solchem Nachdruck, daß das Gefecht für meine Neigung immer zu bald endete, war „der starke Heinrich“ betheiligt. Wir haben treu zusammen gehalten, bald ein halb Jahrhundert: — wie ich mich überhaupt des seltnen Glückes freuen darf, daß alle meine Jugendfreunde (und was vielleicht noch seltner sein mag: den seit meinem 18. Jahre auftauchenden Jugendfreundinnen) mir bis an ihren Tod oder bis auf den heutigen Tag in nie getrübter Herzensneigung innig nahe verbunden geblieben sind. Wenn Heinrich und ich nun in diesen letzten Jahren an Octobernachmittagen selbander in dem wunderbar poetischen, „stimmungsvollen“ Schloßgarten der hochragenden Burg in seinem Städtlein

dahin wandeln, — denn ich unterlaß' es nicht, ihn in den Herbst-Ferien von München aus aufzusuchen — die Sonne mit unbeschreiblichen, nur von Zwengauer wiedergegebenen Farben in zaubergleichem Duft feierlich sinken sehen über dem Dachauer Mos: — dann denken wir der Jugendtage und wie die Sonne damals hinter den hohen Bäumen meines Aelterngartens nieder ging und gedenken der fünf Genossen, die uns im Tod vorangeschritten sind. Wehmüthig ist solch Wandeln und Gedenken: aber nicht im Hader mit dem Menschenlos, versöhnt mit dem Nothwendigen wandeln wir, getröstet durch „Odhins Trost", d. h. durch die Entsagung.

IX.

Das „Ritterspielen“ von uns sechs, — aber wenn ich auch nur Einen Gegner hatte, konnte es losgehen! — bestand nun darin, daß wir, was wir gemeinsam in der Classe an Geschichte (selten genug an Sage) kennen gelernt, oder was Einer von uns an solchen Stoffen zu Hause gelesen (und was für uns brauchbar schien, darstellten, richtiger gesagt, in Worten und Werken darlebten: — nach einer kurzen Angabe des Stoffes und des Ganges der Handlung für die nicht schon damit Vertrauten: dramatisches Reden, Verhandlungen und als deren unvermeidliches Ergebniß: Kämpfe! — Dabei kam aber freilich zuweilen das höchst Drollige vor, daß der Ausgang der Schlacht im Garten ganz anders gerieth, als er nach Beckers Weltgeschichte sich hätte gestalten sollen.

Die Leidenschaften der Kämpfer verschuldeten das: zumal der Zenger-Gustel, der ungefüge Held, war oft durch alle Berufung auf die geschichtliche Ueberlieferung nicht dahin zu bringen, eine Schlacht zu verlieren und den Rücken zu wenden, war er durch ein par derber sitzende Hiebe in seinen Asen-Zorn gebracht wie Asa-Thörr. So geschah es, daß in meinem Garten die Schlacht bei Hittin vom 4. Juli 1187 (wir hatten sie am 4. Juli 1847), welche die Kreuzfahrer und Templer hätten verlieren sollen, glänzend von diesen gewonnen wurde, da sich Gustel, der sich als König Guido von Jerusalem hätte von Saladin (— dem Monten-Gustel —) gefangen nehmen lassen sollen, beharrlich dessen weigerte, wie toll um sich hieb, Saladin das Krummschwert zerschlug und umgekehrt den Sultan gefangen nahm, so daß mir, als Guido's Bruder und Großmeister der Templer, nichts übrig blieb als den mir gegenüber stehenden Sohn Saladins, Almelik Alafdal, — nämlich Julius Greiß — in die Flucht zu schlagen, ihn, da er auf

derselben in dem Kohlrabifeld stolperte und fiel, ebenfalls gefangen zu nehmen und in die Burg von Jerusalem — die Kegelbahn — zu führen! Nun kann man sich das Erstaunen von Saladins Schwester, Anna von Schlichtegroll, vorstellen, welche vor der Schlacht von dem bösen Templer Rainald von Châtillon (Clemens Piloty) auf einem Zug durch den Palmenwald von Bohnen geraubt und nicht ohne Verlust einiger Hare in die Kegelbahn war geschleppt worden, als sie nun, statt durch ihren heldenhaften Bruder und Neffen befreit zu werden — wie wir ihr (nach Becker V. S. 77) versprochen hatten — jetzt beide ebenfalls gefangen eingebracht sehen und den Siegescafe anstatt in Freiheit auf der Bergburg für jene, für uns, mit dauernden Ketten belastet, kochen mußte. Aber auch mich kann ich von einer Verbesserung der Weltgeschichte nicht freisprechen: die Schlacht bei Idistaviso, welche ich als Armin gegen Germanicus hätte verlieren sollen, gewann ich glänzend, da dieser Römerheld — Franz Schneider — durch

einen Speerstoß von mir rücklings über das hohe Mistbeet hinabgestoßen und gefangen ward; auch der Adler der Legion ward damals dem Centurio Greiß entrissen und in meine Halle an der Weser (das „Salettel“ am Springbrunnen) gebracht.

Bevor das Spiel begann, wurden nämlich die oben erwähnten Burgen durch das Los vertheilt, manchmal alle drei, falls neutrale Mächte in Frage kamen.

Nach solchen Erfahrungen mit Umstülpung der Weltgeschichte vermieden wir dann später Schlachten mit feststehendem Ausgang völlig; es hieß nun blos: Achäer und Troer, Hellenen und Perser, Römer und Germanen, Gothen und Byzantiner, Kreuzfahrer und Saracenen — Waffenruhe, Verhandlung, Kampf. Das ward bald vorherrschend und damit zugleich die so wünschenswerthe Wildheit der Gefechte.

Das ewig Weibliche konnte nicht ganz entbehrt werden: Helena, des Darrios Harem, Tarpeja, Thusnelda, Weleda, Eleonore von England, Saladins Schwester, die Jungfrau von Orléans waren doch

unentbehrliche Gestalten. Allein nicht gar oft schwebte dieser Reiz um unsre Fahnen!

Einerseits hatten wir — gröblich zu sagen! — kein lebhaftes Bedürfniß darnach: es war ganz das Alter, da sich vom Mädchen stolz der Knabe reißt. Andrerseits drängten sich aber auch die „verfügbaren" Schwestern durchaus nicht nach der Ehre, geraubt — und, was dabei ganz unerläßlich, an Har und Schleier geschleift zu werden, — hin und wieder ein Puff oder ein verflogener Pfeil war auch nicht ganz zu vermeiden! — um dann den Siegern die Butterbrode schmieren oder, ging es hoch her, die Chocolade kochen zu dürfen: mit Flickung rechtwinkliger Risse in den Hosen (— der Jacke und der Weste entledigten sich die Helden, bevor sie in die Brünne schlüpften —) oder des rechten Hemdärmels (den linken deckte der Schild), deren Anblick dem Mutterauge schonend erspart bleiben sollte, hatten die armen Mädels, zumal Mathilde Zenger, ohnehin so viel zu thun, daß sie an der ganzen „Ritterei" wenig Freude verspürten.

Eine rühmliche Ausnahme bildete die wackere, kreuzbrave, kernfrische Anna von Schlichtegroll, stark und wild wie ein Bub, unbekümmert um Unversehrtheit von Rock, Zopf und Wangen. Sie hatte Lust an unserem Treiben, besaß lebhafte Einbildungskraft, sprang über die breitesten Bete, daß die Röcklein nur so flogen, und drasch als Jungfrau von Orléans auf ihren Lionel, — nämlich mich — der sich vorschriftsmäßig von ihr hatte das Schwert aus der Hand schlagen lassen, statt ihm dann zur Flucht zu winken, mit ihrem heiligen Schwert so grausam — auf den Liegenden! — los, daß mir der grimme Talbot, der vor Zorn darüber wieder lebendig ward — natürlich war es der Zenger-Gustel —, schleunig zu Hilfe sprang und die Prophetin mit dem Schildbuckel kopfüber in die Spargel warf. Die gute, herzenstreue, prächtige Anna! Sie starb unvermählt schon vor vielen Jahren. Ave, anima candida!

X.

Nun würde aber das Spiel uns fast alle stark mit Einbildungskraft begabte Buben doch wohl schwerlich acht Jahre befriedigt haben — bei aller Rauf- und Kampflust, die sich ja auch einfacher, ohne so viel Umstände, hätte austoben mögen, hätten wir lediglich mit langen Bohnenstangen auf einander losstechen, mit kürzeren Stöcken auf einander losschlagen müssen. Allein der Kunstsinn und die künstlerische Freude meiner Aeltern und der des Monten-Gustels an unserem Treiben sorgte in gütiger Freigebigkeit dafür, daß auch die Einbildungskraft, die Lust am Bunten, am Malerischen, reiche Nahrung fand: wir erhielten an vielen Weihnachtsabenden Schutz- und Trutzwaffen geschenkt, bei deren Gedächtniß mir heute noch das

Herz im Leibe lacht und die zu schildern mir eine wahre Freude schafft.

Daß die Waffen streng geschichtlich und dabei zugleich mit echt künstlerischem Sinn für das Malerische angefertigt waren, — das wußten wir damals selbstverständlich nicht: aber die Wirkung der letzteren Sorgfalt verspürten wir unbewußt an unserer Spielfreude: der Trachtenzeichner (so kann wohl „Costumier“ verdeutscht werden) der Hofbühne und der schlachtenkundige Vater Monten sorgten dafür, alles Stilwidrige oder Unschöne fern zu halten.

So setzte sich denn unser Waffenbestand — allmälig — folgendermaßen zusammen: ich erhielt Helm, Brust- und Rückenbrünne und runden Schild von sehr starkem Stahl. Helm und Schild zeigten in der Mitte die ringshin Strahlen werfende Sonne — den „Sonnenritter“ nannten mich drum die Feinde. — Wie viele Stöße und Hiebe hat mir der treue Schild, die sichere Brünne abgewehrt! Aber auch der Helm war so trefflich gearbeitet, daß er mir nie zerspalten

ward, wie ich so mancher Sturmhaube der Feinde
that: das Visir freilich ward oft herunter geschmettert
und die weißen Federn, die so stolz aus dem Helm-
kamm ragten, wurden so regelmäßig mit dem ersten
Streich herabgemäht, daß ich sie nur noch im Frieden
aufsteckte. Uebrigens ob auch der wackere Helm nie
sprang, nach einem tüchtigen Schlag auf sein Dach er-
dröhnte Helm — und Schädel! — so gewaltig, daß
ich die lieben Engelein im Himmel singen zu hören
glaubte. Die zu der Rüstung gehörigen Arm- und
Beinschienen gleichen Stoffes und gleicher Arbeit legte
ich bald für immer ab: unaufhörlich lösten sich die
Riemen, mit denen sie angeschnürt waren, mitten im
Gefecht und die schweren Platten hemmten die Leich-
tigkeit der Bewegung. An Trutzwaffen erhielt ich
ein ganz herrliches Schwert aus allerbestem Stahl,
doppeltgeschliffen, zu Hieb und zu Stoß, vorn drei-
eckig zugespitzt: nie versagte die geliebte Waffe,
„Durendal“ (Rolands Schwert) in meiner Faust:
unzählige Bohnenstangenspeere hab ich krachend damit

zerschlagen: mit dem Blut einer Armwunde zuerst hatte ich auf die Klinge geschrieben den Schwertsegen: „Für Gott, Kaiser und Reich“. Nachdem die erste Schrift bald verlöscht war und frisches Wunden-Blut — glücklicherweise! — nicht stets zur Verfügung stand, mußte das mit schnöder Dinte nachgemalt werden. Die Scheide aus stärkstem steifem Leder war durch Metallbeschlag gefestigt und es fehlte auch nicht das starke Ortbant an ihrer Spitze. Der breite lederne Wehrgurt trug die Scheide an einer Stahlkette und bot auf der rechten Seite eine eingenähte kurze Scheide für den Dolch, der einen fingergerechten Hirschhorngriff von zwölf Centimeter und eine starke Klinge von zwanzig Centimeter Länge zeigte. Oft und oft habe ich den Zenger-Gustel damit in die Gurgel gestochen, wann er nun endlich, auf den Rücken gestürzt, im Grase lag, ich auf seiner Brust kniete und er sich noch immer nicht ergeben wollte.

Ferner hatte ich zwei prächtige Turnierlanzen aus polirtem Holz mit streng richtiger Doppel-Tartsche

zum Schutz der Hand erhalten: da sie aber gleich im ersten Gefecht entzwei gehauen wurden, konnten nur die Vordertheile noch — als Wurfspeere — verwendet werden; so griff denn auch ich wieder wie die Genossen zu der Bohnenstange als dem natürlichen Speer des Knaben: — der alte Jakob schalt, wenn an einem Schlachttage ganze Bündel davon verstochen wurden! Aber mein guter Vater lachte und ließ neue kaufen.

Ferner erhielt ich wiederholt Langbogen — wie sie im Abendland fast allein vorkamen, bis die Kreuzfahrer die Armbrust, den Kreuzbogen, aus dem Morgenlande mit brachten — länger als ich selbst, und armslange, dünne Rohrpfeile, die unglaublich weit flogen: später dann eine prachtvolle Armbrust, deren Sehne nur mit Hebel und Winde zu spannen war, und einen zierlichen Lederköcher aus Birnbaumholz gefüllt mit handlangen dicken Bolzpfeilen: selbstverständlich waren beide Arten von Geschossen für das Gefecht vorn abgestumpft: — aber doch war der

Schmerz recht empfindlich, traf eines derselben einen ungepanzerten Körpertheil. Gegen die bösen, obzwar so zierlichen, Nesträuber meiner geliebten Singvögel, die Eichhörnchen, sowie gegen Elstern, Krähen, Ratten und Mäuse führte ich aber die Armbrustbolzen mit starken scharfen Eisenspitzen, und gar manch Stück all' dieser Schädlinge hab' ich damit erlegt.

Jetzt kommt nämlich die Stelle, wo ich ein wenig „zege-prahlen" muß (wie meine lieben Freunde an der Yssel sagen): ich werde später, wann es ernst wird, in diesen Blättern durch Eitelkeit — hoffentlich — nicht allzu unangenehm anstoßen; allein auf diese Knabenkünste bin ich eitel und es ist mir eine ununterdrückbare Lust, damit zu prahlen.

Ich ward nämlich durch angeborne Anlage, brennenden Eifer und die vortrefflichen Lehrer, die mir meine Aeltern dafür hielten oder die sich zufällig im Kreis ihrer Freunde fanden, Meister in allen diesen unnützen brodlosen Künsten: schießen und Fechten jeder Art. Ja, wenn ich für Nützes so

viel Begabung und Fleiß gehabt hätte, wie für das im XIX. Jahrhundert ziemlich überflüssige Zeug, — ich würde es recht beträchtlich weiter gebracht haben im Leben. Kurz, ich lernte erst mit dem Bogen und der selbst gefertigten Schleuder (zweier Arten: der Stockschleuder und der Sackschleuder), mit dem Wurfspeer (Geer), später dann mit der Pistole und der gezogenen Kleinbüchse (Zimmerstutzen, heute Teschings) so vorzüglich schießen d. h. treffen, daß es eine Freude war, — wenigstens meine stolze Freude. Die „Schwalb' im Flug" hab' ich zwar nie geschossen: erstens würd' ich sie gewiß nicht getroffen haben und zweitens hätt' ich eher auf einen unangenehmen Menschen als auf Frau Ostara's heiligen Vogel geschossen. Aber das Eichhorn im Sprung, den Apfel vom höchsten Ast holte ich sicher herab und traf den „fließenden" Fisch in der Isar mit Pfeil oder mit dem — Einen! — Schrot-Kügelein. Ja — ich muß noch weiter prahlen! — noch vor wenigen Jahren in Königsberg setzte ich meine liebe Frau dadurch in unliebsames

Erstaunen, daß ich mit der Zimmerpistole auf fünf Schritt Entfernung eines (schwedischen!) Zündhölzchens, das an ihr schönstes Sofakissen gesteckt war, fast niemals fehlte. So war's auch mit den andern „ritterlichen Künsten“: zwar meine Reiterei soll befremdlich aussehen — etwa wie der todte Cid Campeador, so steif, sagt meine liebe Frau, soll ich dasitzen — seit aber zu Berlin schon 1852 ein böser Racker von einem Durchgänger mit mir die ganze Friedrichstraße nördlich der Linden und außerhalb des Thores noch ein unglaublich langes Stück gen Tegel zu mit mir gerannt war, so daß mir Hören und Sehen verging, ich aber gleichwohl nicht herunter fiel, seitdem kann ich reiten: häßlich, aber fest.

Treffliche Fechtmeister, auch wohl Schauspieler und Maler, lehrten mich dann auch fechten schon als Knaben: das Ritterschwert, den heutigen Krummsäbel, den Schläger und den Stoßdegen führen. Das Schlagen zog mich wenig an: aber mit dem Stoßdegen habe ich mir als Student beim Fechtlehrer

Gruber gar manchen Preis erfochten und überhaupt nur zwei Sterbliche kennen gelernt, die mir hierin gleich oder „über" waren: gleich mein lieber Freund Demetrius Sturdza in Bukarest — der es aber daneben auch zum königlich rumänischen Statsminister gebracht hat! — „über" ein junger Spanier Rodriguez de Castro von Cuba. Schwimmen konnte ich wenigstens leidlich, bis ich einmal im Walchensee nahezu ertrunken wäre: aus dem Kahn mitten im See in's Wasser springend, verfing ich mich derart mit den Zehen in dem dichten Geschling von Binsen, daß ich nicht mehr los kam: nur mit den Händen, nicht mit dem Mund erreichte ich noch die Oberfläche. Ich gab mich verloren und ward bewußtlos: der Fischer von Urfeld, der in der Nähe seine Netze hob, glaubte, ein großer Fisch treibe da sein Wesen, fuhr rasch hinzu und hob mich in seinen Kahn: seitdem hab' ich in tiefem Wasser die Sicherheit verloren.

Dieses unablässige Ueben in allen denkbaren

Waffen der Gegenwart und der Vergangenheit — denn auch Bayonettfechten (ein Feldwebel unterwies mich vollständig im damaligen baierischen Exerciren) wie Speerstoßen lernte ich, das römische Kurzschwert und den spanischen Dolch, den Streitkolben wie die Wurfaxt brauchen — brachte mir aber große Vortheile ein. Einmal übte und stählte es meinen nicht gerade übermäßig starken Leib zu einer Geschmeidigkeit und Zähigkeit, die bis heute nicht einmal durch die so widernatürliche Lebensweise eines deutschen Stubensitzers zerstört werden konnten: hab' ich doch noch in Königsberg viele Halbjahre meine Studenten und Amtsgenossen Stoßfechten gelehrt: (gedenkt ihr noch dessen: du, flinkhändiger Alfons Kissner und du, o rundlicher Gustav Hirschfeld, der lockend weiche Ziele bot? Und du, o Konchen Friedländer, seither Seeheld und Weltumsegler geworden?)

Dann aber hat diese gründliche Selbsterfahrung mich in meinen Dichtungen davor bewahrt, meine Helden ihre Waffen so unmöglich führen zu lassen,

wie manche meiner Mit-Dichter, deren Kampf-Darstellungen ich zuweilen nur mit starkem Schütteln des Kopfes oder Grimmen der Eingeweide lesen kann. Dies und das spätere eifrige, ja leidenschaftliche Forschen in der Waffen- und Kriegsgeschichte aller nur erreichbaren Völker hat es wohl bewirkt, daß meine Feldzugspläne und Schlachtschilderungen im Ganzen nicht übel gerathen: und ich erachte es als höchstes Lob, daß mir Freund Verdy Du Vernois, zur Zeit preußischer Kriegsminister, über den „Kampf um Rom“ neben vielen andern schönen Dingen auf mein ausdrückliches Fragen über die Kriege und Schlachten darin, ganz lebhaft betheuerte: „ja! Erstaunlich! Es ist keine einzige Dummheit darin“ (Königsberg, Börsengarten, abends 8½ Uhr, Sommersonnwend 1883).

Ich erwähnte oben des baierischen Feldwebels, der uns turnen und exerciren lehrte; später als wir Gymnasiasten im März 48 mit abgepreßter Zustimmung des Rectors ein Freicorps bildeten, erfolgte

ein zweiter höherer Cursus bei ihm. Dieser knorrige, knurrige Knasterbart hat mir durch eines seiner Befehlsworte einen bis heute nachwirkenden Eindruck hinterlassen. Bei der Handhabung des damaligen Zündhütchen-Gewehres gab es nach dem Befehl: „Feuer!", wenn nicht weiter geschossen werden sollte, das Befehlswort: „Hahn in die Ruh!" Dieses „Commando" krähte der Alte heiser hervor, wie wenn er selbst ein alter Gockel wäre. Es lag etwas unaussprechlich Abwiegelndes, zur Hitze-Dämpfung Mahnendes in dem Ruf. Wenn ich nun im späteren Leben mich gedrungen sah, all' zu hitzig werdenden Genossen — oder auch mir selbst! — die Mahnung zur Mäßigung angedeihen zu lassen, dann krähte und krähe ich den Andern oder mir selbst jene Zauberformel zu. Sie hat noch nie versagt. Wie oft hab ich an dem grünen Tisch des Senatszimmers im Generalconcil im lieben alten Königsberg den Heißspornen unter unsern Freunden zukrähen müssen: „Hahn in die Ruh!" — Es ist ein nützes Wort!

Auch — immer noch — zu eigenem Haus-Gebrauch!

Aber zurück zu den Ritterspielen. Zu meiner Ausrüstung zählte noch ein Hifthorn, das jedoch so grauenhafte Töne hervorbrachte, daß es nur die Germanen Armins verwenden konnten.

Endlich aber ein prachtvolles echt mittelalterliches Banner, viereckig: steifste Pappe, mit dunkelrother Seide überzogen, auf welche Herr Monten mit eigner Hand mein Wappenbild: die Sonne, und einige andere Gebilde streng heraldisch in mehreren abgetheilten kleinen Feldern gemalt hatte. So herrlich nun das Kleinod war, so viel Mühe und Sorge verursachte es doch der Partei, der es durch das Los zugefallen war: vor Regen und Schnee mußte es sorglich gehütet werden. Und der Unselige, der es trug, war übel daran! Es war sehr schwer, der Schaft konnte daher trotz seiner Eisenspitze als Waffe nicht verwendet werden — abgesehen von den Hieben, welche dann das Viereck würden zerfetzt haben. So nahm

es die linke Hand lastend in Anspruch, kaum der Schild war daneben zu brauchen und es stürzten doch alle Feinde sofort auf den „Vandalarius“, sowie sie seiner ansichtig wurden, ihm den „Gonfanon“ zu entreißen. Ließ man aber die Fahne in der Burg zurück, bedurfte sie stets eines Bewachers. So ward sie denn, von manchem Pfeil durchschossen, in ehrenvollen Ruhestand versetzt.

Aehnlich, wenn auch nicht so glänzend und so vollständig, war nun auch die Ausrüstung meiner Genossen: der Monten-Gustel prangte oft in tscherkessischen und arabischen Trachtstücken, mit Waffen aus der Kunstwerkstätte seines Vaters, der die Kriege der Russen im Kaukasus, der Franzosen in Algier malte. Auch ich und die Andern entlehnten manches Gewandstück dem Kleiderkasten unsrer Aeltern, das aus dem Feldzuge nicht gerade besser zurückkam. Die Holzwaffen: Bogen, Pfeile, Schleudern, Keulen, Lanzen, Wurfspeere stellten wir uns selbst in großer Menge auf Vorrath her: denn der Verbrauch war stark.

Ich wiederhole meinen Dank den Walküren, die über den Häupten von uns „tumben Knaben" schwebten: ohne sie hätte es wohl ein Unglück geben müssen. Ja, es gab um eines Hares Breite eines, noch dazu nicht im Gefecht, im Waffenspiel. Und da das Ereigniß nicht ohne Einfluß auf meine sittliche Selbsterziehung geblieben ist, sei es kurz erwähnt.

Wir hatten es ziemlich weit gebracht im Geerwerfen, in dem uns der alte Turnlehrer Gruber unterwiesen: auf fünfzehn bis zwanzig Schritt fehlten wir nicht unsern Mann: die Wurflanzen waren alle gleichmäßig lang und schwer, ziemlich dicke Stangen, für die Georginen oder Dahlien-Stöcke bestimmt, von uns besonders ausgesucht. Das Hauptvergnügen bestand nun aber darin, dem heransausenden Speer ruhig entgegen zu blicken und ihn erst hart, bevor er den Leib traf, mit dem Schwert zur Seite zu schlagen: des Schildes, dessen wir uns anfangs dabei bedient, lernten wir bald entbehren. Es war eine schöne

Uebung für Arm, Auge und kalten Muth. Wir stellten uns auch zu solchem Waffenspiel in zwei Parteien gegen einander und immer nur nach Ansage in dem Ruf „Achtung!“ durfte geworfen werden. Wiederholt hatte nun an einem Spieltag mein Gegner Julius — aus Muthwillen oder im Eifer des Gefechts — die Ansage unterlassen, mit immer rascher sich folgenden Würfen mich bedrängend: denn hinter jedem lehnte handgerecht eine Mehrzahl von Lanzen. Ich ward sehr aufgebracht, mahnte ihn wiederholt, das Spielrecht einzuhalten: da kam plötzlich wieder — gegen alles Recht — ein Geer heran und gerade noch mit äußerster Mühe schlug ich ihn hart vor meinem Gesicht nieder: nun riß mich der Jähzorn fort, auch ich warf, ohne Ansage, sofort gleich wieder, auf den behelmten Kopf des Gegners zielend. Und nur zu gut traf ich: der Ueberraschte konnte nicht flink genug pariren, der Helm flog klirrend in zwei Stücke auseinander und lautlos auf den Rücken fiel mein Freund! Wir

sprangen entsetzt hinzu, er rührte sich nicht, mit geschlossenen Augen lag er da. Mir stockte der Herzschlag vor Grauen. Wir trugen ihn an den Springbrunnen, benetzten ihm Stirn und Schläfe: da schlug er die treuen blauen Augen auf und sprang wieder auf die Füße, unversehrt. Der Helm hatte die Wucht des Wurfes doch so abgeschwächt, daß nur eine Ohnmacht eintrat. Ich aber that schweigend das Gelübde, den Jähzorn, der ein arger Fehler von mir gewesen, fortab zu bändigen mit Anspannung aller Willenskraft: und ich hab's gehalten bis auf diesen Tag. Das war der Anfang einer Selbstzucht, die ich alsbald, von andern Gründen schmerzlich gezwungen, nach allen Beziehungen über mich verhängte: wirkte jene Bändigung nur ersprießlich, so gerieth ich doch in kurzer Zeit durch Uebertreibung des Grundsatzes in eine Widernatürlichkeit, welche die Gesundheit meiner Entwicklung, ach! auf Jahrzehnte hinaus schwer bedroht, ja vielfach geschädigt hat.

Mit dieser Wendung in den Ernst hinein nehme

ich nun Abschied von dem freudigen „Ritterspiel“: nieder leg ich — für immer — den Sonnenhelm, den vielzerhauenen Schild, das treue Schwert, die ich, wenn auch nur in Gedanken, noch einmal aufgenommen habe. Lebt wohl für immerdar, ihr Wahrzeichen meiner glücklichsten Tage! — Nur in der Dichtung hoff' ich euch zuweilen noch wieder zu führen.

XI.

Bevor ich dem Garten den Rücken wende und den Knaben Felix in die Lernstube, bald in die Schule schicke, muß ich aber noch jene Poesie seines Lebens und Träumens in diesem Garten schildern, welches, ohne Spielgenossen, der Einsame unter den rauschenden Bäumen lebte und träumte: — diese Dinge sind für die angeborne Eigenart und für die weitere Entwicklung derselben nicht von geringerer Bedeutung als die Ritterspiele gewesen.

Ich spreche noch nicht von den späteren Tagen, da die in Versen ausströmende Begabung in diesem Naturleben reichste Anregung — und zwar die allerfrüheste — fand.

Lange bevor ich den ersten Reim fand, lebte ich als Kind und Knabe eitel Poesie in meinem Garten:

denn keine Jahreszeit, keine Tageszeit, später auch keine Stunde der Frühlings- und der Sommer-Nacht gab es, in der ich nicht der wechselnden Naturstimmung hier gelauscht, in das gesammte Naturleben mich mit gierigen, frischen Sinnen und mit liebevollster Anschmiegung versenkt hätte: von dem Wandelgang der schweigenden Gestirne hoch ob meinem Haupt und dem leisen Zug der rosigen Frühlingswolken oder des schwarzen Gewittergewölks bis zu dem Graben des Maulwurfs unter meinen Füßen und zu dem Wurm, der nach dem Regenfall aus seinem Erdloch schloff. Zumal der Vorfrühling wirkte — und wirkt jetzt noch — unvergleichlich auf mich: eine beseligte Heiterkeit füllte, weitete die Brust, Alles um mich schien „Poesie" zu athmen d. h. so nannte ich es später: damals war's ein überwältigendes Gefühl des Glückes, der Herzenswärme. Ganz verzückt sah ich in den hellen lichtblauen Himmel hinauf und meinte, nun müsse sich nächstens ein Wunder begeben von Schönheit und Glückseligkeit.

Unter dem nicht gerade gelinden Himmelsstriche Münchens giebt es doch zuweilen schon im Februar wirkliche Frühlingstage mit solch wunderbarem Sonnenglast: wenn da das Eis geschmolzen von dem Dache troff, Alles rings im Thauwind rieselte, der erste Citrusfalter flog, die Finken im Hofgarten anhoben, zu schlagen, dann war — für mich — der Lenz gekommen! Und seit ich einmal wirklich am 9. Februar, hemdärmelig, die Jacke über der Schulter, hatte die Isar aufwärts an dem rechten Ufer bis zur Menterschwaige wandern können, seitdem galt mir der 9. Februar als Frühlingsanfang: — eine Verfrühung, für welche ich seit nunmehr vierzig Jahren hindurch gar manchen Spott ertragen muß. Aber ein solcher Vorfrühlingstag im Februar hat mir alsbald Anderes, gar Wichtiges gebracht. —

Jedoch nicht nur die Poesie des Vorfrühlings, dann des Voll-Lenzes mit seinem berauschenden Fliederduft sog ich durstig in mich ein: — ich weiß noch wie heute, wie ich die unheimliche schwüle

Stille des Mittags im Hochsommer mit bangem Grauen zuerst empfand: jenes einschläfernde, ja tödtende Brüten der vollen Sonnengluth, vom blauen Himmel herab jenes leise Zittern, „Wabern", der von der Hitze geschwängerten Luft, jenen betäubenden Sonnendunst, unter dessen Druck zuletzt jeder Laut, jede Natur-Stimme schläfrig verstummt, ganz zuletzt auch das Zirpen der Grille vor ihrem Loch am Feldrain, das Schwirren der rothflügeligen Heuschrecken und das Surren der großen in der Luft nach Raub hin- und herschießenden Wasserjungfern: — es schläft der große Pan und trotz alles Widerstrebens legt sich bleiern der Schlaf auch über die Augen des verirrten Kindes, das im hochwogenden, dunstenden Korn den Heimweg verlor. Weh ihm aber, sinkt es nieder unter den gelben Aehren! Es ersteht nicht wieder: die Roggenmuhme, das Kornmütterlein, das blonde Haupt mit rothem Mohn bekränzt und plötzlich sich vorbeugend aus dem dichten Korn, hat es zu Tod geküßt. —

Lange bevor ich in meines großen Lehrers Jakob Grimm's Deutscher Mythologie diese Göttin bei ihrem Namen nennen lernte, hab ich ihre Macht verspürt. Etwa neun Jahre alt war ich bei'm eifrigen Käfersuchen am heißen Augusttag aus dem englischen Garten und der Hirschau sogar nach Norden in das Freie gelangt, wo dichte Kornfelder und hohes Wiesengras mit einander wechselten: im Korn verirrt, vom vier bis fünf Stunden langen Laufen erschöpft, setzte ich mich, zu kurzer Rast: — da kam es über mich wie Todesgrauen in der lautlosen Einsamkeit: ich fürchtete mich, nicht vor Menschen oder Geistern, vor dieser lautlosen Stille: ich schloß die Augen, nicht mehr den grellblauen Himmel, die mitleidlos sengende Sonne zu sehen: — und als ich sie aufschlug, war es dämmernder Abend, ich lag im Försterhaus der Hirschau auf der Bank im kühlen Trinkzimmer: mein alter Freund der Förster hatte mich gefunden und nach Haus getragen — der unvergleichliche Kastor hatte seinen Spielgenossen im Korn gewittert und gestellt.

Aber auch den Südweststurm der Novembernacht hab ich mitgelebt, wann das Kind allein in dem öden geräumigen Haus in dem Bette nahe dem Fenster stundenlang wachend lag und die Aeste der nahe stehenden gewaltigen Nußbäume, vom Sturme gepeitscht, klatschend an die Scheiben schlugen; und das Eisgrauen der Januarnacht, als mir einmal auf spätem Heimweg ein großer Rabe von der hohen Tanne herab erfroren dicht vor die Füße fiel.

Jedoch das Seltsamste war eine tiefe Schwermuth, eine wehmuthvolle Trauer, welche mich, ohne daß Furcht vor irgend einer Gefahr oder ein Krankheitsanfall im Spiele sein konnte, schon als zarten Knaben in meinem Garten um die Abendzeit oft beschlich, zumal im Lenz und Sommer, nicht etwa im Herbst, wann fallende Blätter, Nebel und Frostschauer solche Stimmung leicht erklärlich machen. Nein, am Abend des schönsten Sommertages kam das über mich. Wann ich mich müde gespielt, der alte Jakob nach gethanem Tagewerk den Garten verlassen hatte,

— die Aeltern wußte ich im Theater — dann überschlich mich ein überwältigender Drang, athemlos zu lauschen, zu lauschen der nun einziehenden feierlichen Abendstille. Zuerst läuteten die Glocken von Sanct Ludwig in ihrem wunderschönen Erzklang das Ave Maria — wie horchte ich, bis der letzte Wellenschlag ihrer leisesten Tonschwingung zitternd in der Abendluft verschwebt war! Dann welche Stille rings! Die andern Vöglein waren lange schon verstummt. Die Sonne war hinter den hohen Ulmen und Kastanien im Hintergrund des Gartens gesunken: kalte Schatten fielen ein, es ward merklich kühler: — Todtenstille nun. — Da horch! Hoch aus den Lüften ein ergreifender, ein herzrührender Ton. Die Amsel ist's. Vom höchsten Ulmenwipfel herab — er leuchtet noch im letzten warmen Strahl der Sonne! — nachblickend singt sie ihr Abendlied, langsam, melodisch flötend, feierlich. — Nun schweigt auch sie: und es ist nicht zu sagen, wie erbangend, wie traurig dies Verstummen wirkt. Noch viel, viel stiller scheint

es nun als zuvor: alles Leben ist erloschen. Und nun stürzen mir die heißen, bittern Thränen stromweis aus den Augen. Das ist der Tod, das ist das Ende von allem Leben, das ist der Ausgang, der unvermeidbare! von allem Schönen — ewiger Tod!

Und ich floh!

Ich lief spornstreichs aus dem Garten in das Haus. Beileibe nicht zur alten Toni, die dort in der Küche schaltete. Ich hätte mich zu Tode geschämt, sah jemand meine Thränen. Nein, mit leisen Tritten die Treppe hinauf, in mein kleines Zimmer: dort warf ich mich auf das Bett, drückte den heißen Kopf in das Kissen und weinte und schluchzte, bis der Schlaf, der erbarmende Schlaf der Kindheit mich erlöste.

Was war das nun? — Nicht etwa Furcht! Furcht vor dem Tode? Nein! Ich zweifelte damals noch — sehr früh freilich, widernatürlich früh ward das anders! — nicht im Entferntesten an der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit: — ich war ein sehr frommes,

gebeteifriges Kind. Aber dieses Erbeben, diese Ahnung der Vernichtung, des erbarmungslosen Erlöschens alles Lebens, des Untergangs von allem Schönen — wie die Sonne versank, der Glockenklang verschwebte und der Vogel verstummte: — dieses bange, tief überzeugte Grauen war stärker als alles Andre in mir. — Sagte ich auch am Morgen den dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses: — „an Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben“ — vollüberzeugt herunter, — es half nicht auf die Dauer: am Abend kam das Grauen wieder. —

Es ist der Zug zur Schwermuth, der, unter aller Lebhaftigkeit verborgen, im tiefsten Kerne meines Wesens wirkt, der Trauer nicht um mich wahrlich — um das Schöne, um das Glück, die vergehen müssen: „der Schmerz um alles Leben“ — es ist der Keim, aus welchem König Teja und Odhins Nornengang und Skirnirs Helfahrt hervorgewachsen sind: damals selbstverständlich unbewußt, im Widerspruch mit dem vollgeglaubten religiösen

Bekenntniß: — aber so tiefgründig, so ganz meinem innersten Ich entfließend, daß diese Ahnung, diese Wehmuth Alles überwältigte. Und so ging es durch und geht es fort all' mein Leben: nicht ein Mißklang, nicht ein unversöhntes Weh, wahrlich kein Pessimismus, der mir ein Gräuel! — aber eine wehmuthsvolle Entsagung, eine gedämpfte Trauer, der es an Süße nicht gebricht. —

XII.

Bevor ich aber die Spiele verlasse und — noch=
mal! — in die Schule gehe, muß ich noch dankbaren
und gerührten Herzens gedenken der wunderschönen
Weihnachtsfeste, welche Liebe und Poesie der Aeltern
mir bereiteten. In dem „blauen Zimmer", dem
späteren „Sal" des oberen Stockwerks, waren sie schon
viele Tage vor dem heiligen Abend ämsig beschäftigt.
Mir war verboten, mich die Treppe hinauf zu wagen,
damit den Neugierigen nicht der Weihnachtsmann
(d. h. der Knecht Ruprecht und das heißt Odhin —
meine früheste Beziehung zu dieser später mir so
vertraut gewordenen Gestalt!) die Augen ausblase.
So fest glaubte ich an diese unausbleibliche Folge,
daß ich, als ich einmal kurz vor Weihnachten, ohne
Nachforschung, durch Zufall in einer Kammer eine

offenbar vom Weihnachtsmann für mich hier aufgepflanzte stattliche Kanone entdeckte, laut aufschreiend mit den Händen beide Augen bedeckte, sie vor dem Ausgeblasenwerden zu schützen, und meine Unschuld betheuernd zu den Aeltern eilte.

Mit welchem Herzklopfen wartete ich an dem heiligen Abend mit ein par Spielgesellen in dem Wohnzimmer im Erdgeschoß, bis die helltönige Glocke aus der geöffneten Thüre des Sales nach oben rief: wie stürmten wir dann die Treppe hinauf! Tage vorher hatten wir uns geübt, möglichst viele Stufen auf einmal hinan zu springen. Aber oben strahlte uns dann der helle Lichtglanz des gewaltigen Weihnachtsbaumes entgegen, der vom Boden bis an die Decke des hohen Raumes reichte: — eine norddeutsche, von den Protestanten erst in München eingeführte Sitte: die Katholiken feierten Sanct Nikolaus mit Geschenken (oder Ruthen!) für die Kinder, der „Weihnachtsbaum" war unbekannt gewesen. Auf langen mit weißem Linnen überzogenen niedrigen Tischen standen und lagen da oben um das

strahlende Baum-Wunder her die reichen Geschenke: immer ungezählte Bleisoldaten — ganze Armeecorps! — einmal eine klafterhohe Festung aus Holz und Pappe, einmal ein ebenso hohes Theater mit vielen Decorationen: Wald, Höhle, Kerker, Rittersal, Bauernstube, Marktplatz, mit Wolkenwagen und Versenkung, und dazu 365 prächtig bemalte und an Leit-Hölzlein geklebte „Theaterfiguren“; später dann viele Bücher (z. B. regelmäßig das ausgezeichnete „Buch der Welt“ mit seinen trefflichen Bildern), zumal aber die früher gepriesenen Waffen und, in den Zweigen des Baumes in kleinen Käfigen versteckt, die erbetenen Vögel: Rothkehlchen, Meerzeisige, Braunelle.

Noch wonniger fast als der Abend, der ja zwischen zehn und elf Uhr schon zu Ende ging, war dann aber das Erwachen am ersten Feiertag, wann ein köstlicher untrennbar mit dem Wort „Weihnachten“ in meiner Vorstellung verknüpfter Geruch von würzigen Tannennadeln und von Wachs bis in das Schlafzimmer drang! Mit vielen Liebkosungen war die alte Toni

gewonnen worden, schon um sechs Uhr den großen Sal zu heizen, so daß ich bereits um halb Sieben hineineilen und — es währte ja noch lange, bis es hell ward! — die Kerzen am Baume wieder anzünden und nun erst recht — in der Einsamkeit! — anheben konnte nach Herzenslust zu spielen.

Unschön und undankbar wär'.es, wollte ich der eben erwähnten „alten Toni" und dem zu ihr gehörigen Gegenstück, dem „alten Jakob" nicht noch ein par Worte widmen: waren sie doch ein gut Theil meiner Kindheit.

Die „alte Toni" war die früheste Magd im Hause, deren ich mich erinnere, und sie blieb „der dauernde Pol in der Erscheinungen Flucht", das heißt: während die Kammerzofen gar oft wechselten, blieb sie im Hause Köchin und „Schleußerin" (wie man in Breslau sagt,, das heißt Hausverwalterin bis sie sich — denn ursprünglich war auch sie nicht alt! — an einen wackeren Gensdarmen verheirathete, den ich wegen seines rothen Stehkragens ihr „Rothkehlerl" nannte.

Sie war eine prächtige, gescheute, kraftvolle, musterhaft treue und fleißige und frohgelaunte königlich württembergische Schwäbin, mit blitzenden, dunkeln Augen: von ihr hab ich jenes hervorragende Schwäbisch gelernt, welches ich, neben dem Französischen lange bevor ich Deutsch lernte, sprach und das ich, später in Friedrichshafen es vervollkommnend, so fließend rede, daß sogar Seine Majestät der König von Württemberg an seiner Tafel anerkennend darüber sich zu äußern geruht hat. Wollte ich sie später — als Gymnasiast — reizen, so stellte ich sie Besuchern als meine ehemalige Amme vor, was mir stets einen Puff und mehrere Ehrennamen eintrug. An den vielen langen Winterabenden, die ich — ohne Geschwister — ganz einsam in dem leeren Hause verbrachte — da die Aeltern wohl drei-, viermal in der Woche im Theater beschäftigt waren und gar manches Jahr Toni alleiniger Dienstbote ohne Nebenmagd war — erwies sie sich als des Kindes einzige und zwar als treffliche Gesellin: war sie doch unerschöpflich im Erzählen von

Geschichten, Schnurren, Schwänken, freilich auch von schaurigen Sagen und Zügen von erstaunlichem Aberglauben. Stundenlang saß ich an solchen Abenden neben ihr in der Küche und hörte ihr zu, „half“ ihr auch wohl — mit allerlei Schabernack — bei ihrer Arbeit, nachdem ich vorher mit ihr Hanni in die Holzlege, den Herrn von Zwack und sein Serail in die Hühnersteige gebracht hatte.

Manchmal freilich fürchteten wir uns beide um die Wette vor Geistern und vor Räubern, Einbrechern, wenn ihre Geschichten, wie sie es liebten, sich um diese anziehenden Gestalten gedreht hatten: — z. B. auch um die schwarze Cholera, von der es grausige Silhouetten gab. Und zumal seit der gefürchtete „Nonnenmacher“, das heißt ein berufsmäßiger „Housebreaker“, welcher, mit zahlreichen Brüdern und hervorragend schönen, klugen, starken und verbrecherischen Schwestern aus dem Haus „zum Nonnenmacher“ bei Holzkirchen stammend und etwa ein Jahrzehnt lang mit seinen Gesippen Oberbaiern, zumal die Hauptstadt

unsicher machend, wieder einmal aus dem Zuchthaus entwischt war — denn das Ausbrechen verstand er so meisterhaft wie das Einbrechen! — und in dem strengen Winter wiederholt in der Königin- und Oberen Gartenstraße Einbrüche mit Erfolg versucht hatte. Waren doch diese Gegenden sehr wenig begangen, die Gärten von der Rückseite nur durch leicht zu überkletternde Holzplankenwände umfriedet! Ich gedenke noch, wie wir beide des Abends ängstlich aneinander geschmiegt im Wohnzimmer auf dem „Antritt“ kauerten, auf jedes Geräusch draußen in dem Schnee bedeckten Vorplatz achtend. Wie fuhren wir zusammen als es wirklich einmal „furchtbar spät!“ d. h. um 8½ Uhr gewaltig an der Hausthür-Glocke riß und eine tiefe Stimme Einlaß heischte. Wir wollten lange nicht glauben, daß es der „Prantl-Mann“ sei, d. h. der Austräger der Handlung in den Arkaden des Hofgartens, der noch so spät Brennöl, Zucker, Cafe zutrug. Aber er war es doch, der Prantlmann, und nicht der Nonnenmacher, und nach langer Verhandlung beziehungsweise

Schimpfung des in der Januarkälte draußen Frierenden öffneten wir zunächst die Kette, um hinaus zu leuchten und uns von der Ungefährlichkeit des späten Anpochers überzeugten. Um diese Hasenherzigkeit des — späteren — Ritterspielers zu erklären, muß ich doch erinnern, daß ich damals noch nicht sieben Jahre zählte.

Ein andermal setzte uns in später Winterabendstunde der böse Tyras, der „Montenhund“ in Angst, der sich von der Kette losgerissen, das Reh in unserem Hof erwittert, die Verbindungsthüre der beiden Gärten geöffnet gefunden hatte und nun mit wüthendem Gebell den Zaun im Garten entlang raste, welcher diesen vom Hofe schied. Hanni war in unerklärter Weise aus der sonst stets geschlossenen Thüre der Holzlege in den Hof zurück gelangt und jagte nun, zuletzt schreiend vor Todesangst, ebenso in dem Hof an dem Zaune hin, nur durch diesen getrennt und geschützt, wie der wüthende Hund in dem Garten. Den Athem anhaltend hörten wir lange zu:

wir wagten uns nicht hinaus: der Montenhund war in der ganzen Nachbarschaft gefürchtet: als aber Toni fast weinend sagte: „gwiß springt des Vieh no übers Zäunle und beißt s'Hannele todt", da überwand in mir die Liebe zu der Gespielin die Furcht vor dem bösen Wolfshund: ich nahm das (Talg-)Licht im eisernen Leuchter, lief in den Hof hinaus, bevor mich Toni halten konnte, und brachte mit ihr, die nun eilig folgte, das keuchende, zitternde Reh in seinen Stall, ihn sorgfältig schließend. Der Hund machte jetzt wiederholt Versuche, über den Gartenzaun hinweg zu setzen: — glücklicherweise ohne Erfolg; er hätte uns übel zugerichtet.

Aber, wird der kluge Leser kopfschüttelnd fragen, wo weilte in den Abendstunden solcher Schreckniße des Knaben und der Köchin natürlicher Beschützer, der Jakob, der Gartenaere?

Im Wirthshause weilte er, o lieber Leser! Ganz unvermeidbar und unaustreibbar im Wirthshaus, bei'm Doll, oder gegenüber bei'm Lindemer in

dem äußersten Nordende der Königinstraße! Denn der einzige — aber große Fehler — des trefflichen Jakob Lumpert (er hieß wirklich so!) war eine unverbesserliche, nun sagen wir — Bier-Freude.

Weder durch gütliches Zureden noch durch Befehl und Drohung war er davon abzubringen, sobald seine Arbeit gethan war, in jene Wirthshäuser zu verschwinden, aus welchen er nicht vor Mitternacht und selten ganz nüchtern nach Hause kam. Zweimal ward er deßhalb entlassen und das zweite Mal auf Nimmerwiederkehr. Nach der ersten Entlassung war er auf sein Bitten wieder angenommen worden, weil er — ebenfalls ein Schwabe, aber aus baierisch Schwaben — abgesehen von jenem unserem seit Tacitus bis auf Heinrich von Sybel ununterbrochen bezeugten Volkslaster — ein ganz unübertrefflicher Gärtner und Diener war. Als Gärtner ein Genie und — wenn er wollte und nüchtern war — von einer unvergleichlichen Arbeitskraft. Er allein hielt den großen Garten mit dem Treibhaus in

musterhafter Ordnung: keinen Tagelöhner ließ er hinein, deren seine Vorgänger und Nachfolger nicht entrathen konnten: er blies in seinen rothen Bart wie Donar, fluchte und dann arbeitete er drauf los so leidenschaftlich, wie er in der Schänke trank. Und Alles gedieh unter seiner Hand, Blumen, Obst, Gemüse. Und keine Handfertigkeit gab es, die er nicht meisterhaft verstand: und bei Tisch wußte er, falls eine größere Gesellschaft geladen war, so fein und geräuschlos aufzuwarten, daß es eine Freude war, ihm zu zu sehen.

Mich liebte er — in seiner rauhen, verhaltnen Weise — heiß und treu, soviel Verdruß ich und meine Paladine ihm im Zerstampfen der mühevoll zurecht geharkten Wege, im Knicken der Blumen beim Ueberspringen der Rabatten, durch Vorwegschnappen kaum reifenden Spalierobstes, verursachten! Wie viele Bogen und Pfeile („Pfitzepfeile", sagte er) hat er mir geschnitzt! Wie half er mir die Vogelnester hüten, das Raubzeug wegschießen, wie oft

rief er mich von Xenophon (†! †! †!) oder Vergil ab, galt es, Wiesel oder Marder oder die gar sehr scheue Elster zu beschleichen. Wie bitter weinte, bei'm Abschied von mir, der harte Mann aus seinen stahlgrauen Augen, als er das zweite Mal, wie er wohl wußte, für immer entlassen ward. Er hatte trotz der ausdrücklichen Mahnung meines Vaters, vor einem an heißestem Julitag im Westen aufsteigenden Gewitter das Glashaus gegen den drohenden Hagel durch Herablassung der Strohmatten zu schützen, ohne dies zu besorgen, am hellen Nachmittag bereits, heimlich Garten und Haus verlassen. Als nun ein Hagelwetter losbrach, wie ich es nie wieder erlebt, das sofort alle Scheiben im Treibhaus und viele kostbare Gewächse hinter diesen vernichtete, da rannte er freilich aus dem Wirthshaus zurück und wollte den Rest durch schwere Bretter schützen, deren er vier auf dem starken Kopfe heranschleppte: allein sinnlos berauscht, stürzte er sammt den Brettern in die Gewächse und

zerschlug so, was noch übrig geblieben. Da war es aus mit Jakob Lumpert! —

Höchst ergetzlich war nun aber — und soviel Sinn für das Komische hatte ich schon als Kind, um das zu erkennen — wie Toni und Jakob, beide Schwaben, beide zusammen nebeneinander über zehn Jahre in unserem Hause, sich liebten und haßten durcheinander. In Wahrheit und innerlich zogen sich die beiden grundgescheuten Menschen an: — gar manchen Jakobs-Rausch hat Toni mit meiner Hilfe vor den Aeltern verschleiert! — Aber äußerlich lebten sie wie Hund und Katze: man denke, zehn Jahre lang; er bellend, polternd, schimpfend, sie fauchend und — moralisch — kratzend. Ein Oheim von mir versprach ihm einmal zehn Gulden, wenn er Toni, die für fünf Gulden zum Empfang bereit gewesen wäre, einen Kuß geben wolle. Das wären $6 \times 10 \times 10 = 600$ Maß Bier gewesen (damals kostete im glücklichen München die Maß noch höchstens 6 Kreuzer!) — aber Jakob wischte den rothen Schnauzbart und enteilte, wie Josef oder Hippolyt!

Eines Faschings war für Toni, um sie auf die maskirte Redoute zu schicken, von den Aeltern das prachtvolle Kostume einer italienischen Bäuerin aus der Theatergarderobe beschafft worden: sie sah mit ihrem schönen schwarzen Har, ihren dunkeln Augen, ihrer braunen Gesichtsfarbe wirklich vortrefflich aus in dem rothen Rock, dem schwarzen Mieder, dem weißen Schleier und Hemd: wie ein Wilder sprang ich vor Vergnügen um sie her und obwohl sie sich sträubte, — allein ich merkte, es war ihr nicht Ernst damit! — sich in ihrer Herrlichkeit von Jakob sehen zu lassen, holte ich diesen herbei. Er ging, schweigend, dreimal im Kreise um sie herum, wie die Katze um den Brei, die Augen weit aufreißend und leise knurrend.

„Nun," rief ich, „Jakob, ist das etwa nicht schön?"

„Wohl, wohl," brummte er, „a schön's Gwand. Aber der Kupf, Felixele, der Kupf!" Und verschwand.

Gar manche Münchenerin, Berlinerin, Würzburgerin, Königsbergerin, Breslauerin und sonstige

prachtvoll aufgezäumte Dame wußte es nicht und weiß es nicht, was es bedeutet, wann ich stutzend bei ihrem Anblick, halblaut vor mich hin brummte und brumme: „Aber der Kupf, der Kupf!"

Nun aber auch dem Gärtnerzimmer und der Küche Lebwohl gesagt und — endlich — in die Schule!

XIII.

Nun verlassen wir also den „Ritter“ und den unbewußten „Dichter“ und betrachten den Schüler Felix: eine Betrachtung, welche leider bis in dessen dreizehntes Jahr eine herzlich unerfreuliche ist: hier hab' ich volle Gelegenheit, die oben verrathene Eitelkeit auf meine ritterlichen Künste wett zu machen durch offene Selbstanklage meiner Faulheit und allgemeinen Lernuntüchtigkeit.

Meine Aeltern hatten es sehr gut gemeint, als sie mir den Besuch der Volksschule ersparten und mich bis zum Eintritt in die Lateinschule (ingvaeonisch: „Quinta“) zu Haus unterrichten ließen. Der Weg in die einzige protestantische Volksschule in der Fürstenfeldergasse betrug fast eine halbe Stunde, die Räume galten weder für reinlich noch gesund: sie

waren schlimm überfüllt, daher die Aufsicht unzureichend, der Lernfortgang langsam.

So ward ich denn vom sechsten bis in's achte Jahr und bis zu dem Eintritt in die Lateinschule zu Haus unterrichtet von einem eifrigen, wohlmeinenden, etwas ältlichen Herrn, Andreas Rehle, der nur den Einen Fehler beging, den verwöhnten — einzigen — Knaben zu gelind anzufassen, ihm nicht mehr stramme Zucht beizubringen. Er gab mir recht wenig auf und war auch mit schlecht gelösten Aufgaben zufrieden. Ich erinnere mich nicht, je von ihm bestraft oder auch nur bei den Aeltern verklagt worden zu sein, was ich doch gewiß oft genug verdient haben werde! Nach der Stunde folgte er mir in Hof und Garten und ward mein Spielkamerad, in höherem Maß als für schülerhafte Ehrerbietung förderlich war.

Uebrigens wirkte hier zuerst auf mich ein Einfluß, — nur im umgekehrten Sinn, als beabsichtigt war! — der auch später noch mir

wiederholt aufstieß: die rheinbündlerische Hinneigung zu Frankreich und die begeisterte Verehrung für Napoleon. Von Seite meiner Aeltern trat nie dergleichen hervor: mein Vater war von jeher, mitten unter ultramontanen und sonderthümelnd bajuvarischen Einwirkungen ein eifriger Preuße: — auch in den Zeiten und unter den Umständen, da die preußische Regierung, d. h. deren volle Unthätigkeit für die Einheit und volle Thätigkeit gegen die Freiheit Deutschlands, die Liebe zu den preußischen Dingen recht herzlich erschwerte: — aber auch von der mütterlichen Seite her war nie dergleichen spürbar, obwohl ich bei der Großmutter ja früher französisch als deutsch hatte sprechen gelernt. Herr Rehle aber war leidenschaftlicher Franzosenfreund: man erwäge, wir sind hier im Jahre 1839/40: der Rheinbund war erst sieben und zwanzig Jahre todt, mein Lehrer, etwa 1785 geboren, hatte als Jüngling die ganze Ruhmeszeit Napoleons erlebt, der die tapfern Baiern vor allen Rheinbundstruppen ausgezeichnet hatte. So

erzählte mir denn Herr Rehle gar viel und gar begeistert von den unter Napoleons Führung erfochtenen Siegen der Baiern, zumal seiner „Fleischhacker“, der Cheveauxlegers, über Oesterreicher, Preußen und Russen. Ich weiß nicht, wie es kam — vielleicht nur aus Geist des Widerspruchs! — mich ermüdete das, ja es verdroß mich, ich fragte ihn öfter: „ja, haben denn die Preußen und Oesterreicher gar nie gesiegt? Haben die nichts gethan? Und — schließlich — wo ist denn Napoleon hingekommen?“ Und seit ich in Annegarn und Becker von Erzherzog Karl, von Schill, Lützow, Körner, von Blücher gelesen, erzählte ich ihm zur Vergeltung für sein ewiges Abensberg, Regensburg, Jena, Wagram, Borodin, Smolensk und der Moskwa von Aspern, von Leipzig und von Waterloo, so daß er zuletzt seine Napoleoniaden aufgab.

Aber auch die Familie Monten, welche französische Beziehungen hatte — ein Schwager war reicher Fabrikherr in Saargemünd, wurde unter

Napoleon III. Senator und ward 1870 gleich im Anfang August als Geisel festgenommen von den Ulanen — und manche der Münchener Maler, die, wie Monten selbst, bei dem langen Frieden Deutschlands ihre Stoffe aus den Kämpfen der Franzosen in Algier holten, hatten starke Hinneigung zu Frankreich und verhehlten sie durchaus nicht.

Ja, aus der Zeit der Rheinbündelei her rührte noch ein ganz abscheulich verlogenes Geschichts-Schulbuch, das, wie in den Volksschulen, so auch von Herrn Rehle dem Unterrichte in der Vaterlands- (d. h. baierischen) Geschichte zu Grunde gelegt ward. In diesem Wisch stand zu lesen, die Baiern seien beileibe nicht Deutsche, wie die Preußen und Oesterreicher, sondern Abkömmlinge der keltischen Boier (deren Siegesthaten unter Belloves, Sigoves, Brennus, Vercingetorix (!) wir armen Buben von sechs Jahren auswendig lernen mußten), daher Brüder oder doch nächste Vettern der gallischen Franzosen: und drum schien es ja auch ganz in der

Ordnung, daß die Baiern so oft mit den Franzosen gegen das Deutsche Reich, gegen Oesterreich und Preußen gefochten hatten. Ein infames Buch! Und das war in Baiern noch 1840 — gewiß auch noch später — in den Schulen von Amtswegen eingeführt.

Aber noch im Jahre 1889 erhielt ich in Breslau von einem Familienvater in Oberbaiern ein Schulbuch zugesandt, in welchem Aehnliches vorgetragen und die Zusammengehörigkeit der Baiern zu den andern deutschen Stämmen völlig vertuscht war, ebenso die Unterordnung des Baiernherzogs unter das Reich von 900—1806. Jedoch nun genügte ein Aufsatz von mir in der Münchener Allgemeinen Zeitung, jenes Machwerk sofort aus den Schulen verschwinden zu lassen. — Allein zurück zu Herrn Rehle und dessen Schüler.

Letzterer lernte also — widerwillig! — Belloves und Sigoves, auch leidlich rechnen und Geographie: aber nicht leserlich schreiben! Vielmehr war meine

Schrift so schlecht, daß ich in der Lateinschule gar oft wegen „Sudelei“ noch besondere Fehler in den „Scriptiones“ zugerechnet erhielt. Daß ich auf dem Gymnasium erträglich schreiben lernte, verdanke ich dem Dichter Karl Schultes, der, ein Freund unseres Hauses, sich über mein Geschmier entsetzte und mir den Rath gab, wenn ich denn durchaus nicht wie andere Leute, schräg von links nach rechts leserlich schreiben könne, so möge ich es doch mit Buchstaben versuchen, die von links nach rechts gezogen sind oder aufrecht stehen: diesen Wink befolgend und später die sogenannte „Deutsche“ mit der Lateinischen Schrift vertauschend, habe ich es dann zu einer, wenn auch wahrlich nicht schönen, so doch völlig leserlichen Schrift gebracht. Die schönste Handschrift, die ich kenne, hatte Scheffel: dann folgen aber gleich mein lieber Vater und mein Freund von Freyberg.

Freilich, nun entwöhnte ich mich der sogenannten deutschen Buchstaben so völlig, daß es mir Mühe macht, dieselben zu schreiben. Auch lebt nur Ein

Mann, der mir diese Mühe auferlegt. Es ist Fürst Bismarck.

Als ich ihm nach dem Nobiling'schen Mordversuch den Entwurf eines Schutzgesetzes einsandte, nahm sich der Vielbeschäftigte die Zeit, in dem höchst gütigen Antwortschreiben mehrere Zeilen darauf zu verwenden, zu sagen: „noch viel lieber würde ich es gelesen haben, wäre es deutsch geschrieben gewesen. Schreibt man deutsche Wörter lateinisch, kommt mir das so vor, als schriebe man Französische oder Englische mit Deutschen Buchstaben.“ Das ist nun zwar ein kleiner Irrthum des großen Mannes: denn diese sogenannte „Deutsche“ Schrift ist ja nur aus den lateinischen Buchstaben verdorben. Aber ich ließ es mir gesagt sein! Und als ich ihm — zum ersten Mal — nach seiner „Entlassung“ zu seinem Geburtstag, den 1. April, dieses Jahres (1890) schrieb, machte mir viel schwerere Mühe als der Ausdruck meiner schlichten Gedanken das Hinmalen der längst verlernten spitzigen „deutschen“ Buchstaben.

In meinem achten Lebensjahr ward nun Herr Rehle meiner Unterrichtung enthoben: (doch behielt er noch viele Jahre, bis an sein Ende fast, seinen Platz an unserem Tisch an zwei Wochentagen) und ich ward in die erste (unterste) Classe der Lateinschule geschickt, als weitaus der jüngste meiner Schulgenossen, welche erst mit dem elften oder zwölften Jahr nach Erledigung der Volksschule (der deutschen) eintraten. So kam ich denn schon mit sechszehn Jahren auf die Universität — allzufrüh! Es hat das durchaus nicht günstig gewirkt, wie sich zeigen wird.

Ich brachte von Anfang an der Schule herzlichen Haß entgegen.

Denn trotz allen schönen Reden der Aeltern und Herrn Rehle's ahnte mir, daß es nun mit der bisherigen Freiheit ein Ende hatte mit der fast ausnahmslos (eine Stunde Unterricht, eine Stunde Hausaufgaben täglich) im Freien, im Garten verlebten Zeit.

Deutlich steht mir noch vor Augen, wie mich — am 1. October 1842 — mein Vater behufs der „Einschreibung" zum ersten Mal in die Lateinschule brachte zu dem Professor der ersten Classe, Herrn Martin Rauch, einem sehr würdigen und freundlichen katholischen Geistlichen. So gütig der fremde Mann in dem langen schwarzen Talar mit dem glatt geschornen Gesicht zu mir sprach: — ich brach in strömende Thränen aus: es war die richtige Ahnung der Schul-Qual, der vieljährigen, die nun anhob mit dieser Stunde in dem kahlen, schmucklosen, schmutzigen Classenzimmer. O wie anders war das — schon die Luft in dem überheizten Raum! — als mein geliebter Garten! In der That, jenes Schulhaus und seine ganze Einrichtung waren so häßlich, schmutzig, gesundheitswidrig, wie es später nicht mehr geduldet worden wäre. Schon die Lage war höchst „unpädagogisch": — auf dem Victualien-Markt (gegenüber der jetzigen Schrannenhalle)! So gingen wir durch alle Obstbuden in die Schule: was Wunder,

daß die Gedanken an den Aepfeln draußen hängen blieben, nicht auf mensa-mensae eingehen wollten. Der ganze Lärm des Marktes drang in die Schulstuben. Unser Weg führte, den Petersberg herab, an der Fleischbank vorbei: ein ekelhafter Blutgeruch verpestete weithin die Luft, aber meine Schul- und Weg-Gesellen ließen es sich nicht nehmen, stehen zu bleiben und — ich that es einmal und nie wieder! — dem recht rohen, arg thierquälerischen Umspringen der Metzger-Knechte mit den Rindern zuzuschauen, die keineswegs immer auf den ersten Beilhieb auf die breite Stirne fielen, sondern oft kläglich brüllend sich noch aufrecht hielten, manchmal auch wohl sich losrissen aus ihren Stricken und fliehend umher rannten, bis sie endlich vielen Streichen erlagen.

Dieser Anblick, täglich eingesogen, konnte nur die Verrohung der Gefühlsweise der jungen Bajuvaren fördern.

War man nun durch den knöcheltiefen Schmutz

und die zankenden Weiber des Marktes in das Schulgebäude gelangt, so stieg man über die von Schmutz jeder Art starrenden Steinstufen in arge, dunkle, übelriechende Gänge und ebenfalls sehr unreinliche, zumal maßlos überfüllte Stuben. In der untersten Classe saßen wir (anfangs) zu 96, — in einem mittelgroßen Zimmer! — aber auch in der obersten Lateinclasse noch anfangs zu 60. (Nach sechs Wochen wurden die ganz Unfähigen oder Unreifen ausgeschieden: dadurch sanken die Zahlen auf 60 und 64.) Die Knaben, vielfach Bauernkinder — denn die „Studi" galt als die billigste Unterbringung: Almosen, Freitische, Unterstützungen, die kreuzerweise bezahlt wurden, ermöglichten auch den Allerärmsten zu studiren — gingen zum größten Theil aus den ungebildetsten Familien hervor: dem entsprach die unglaubliche Unfläthigkeit ihres Gebahrens, der Schmutz ihrer Kleider, die Unreinlichkeit ihrer Leiber: nicht Flöhe nur, Schlimmeres theilten sie ihren Banknachbaren mit. Ich erinnere mich, daß einer der Buben beharrlich Stiefel und

Strümpfe auszog, sobald er die Bank erreicht hatte, und dem Unwillen des guten Hirten, der uns weiden sollte, wiederholt den Befehl seiner Aeltern zu schonlicher Pflege der kostspieligen und so überflüssigen Fußgewandung entgegen hielt.

XIV.

Genug! Ich fühlte mich „kreuzunglücklich" unter diesen rohen, dreckigen Burschen, in der unglaublichen Luft dieser Stuben: anstatt auf den Lehrer zu achten, dachte ich stets, was jetzt wohl gerade zu dieser Stunde Hanni und der Herr von Zwack, Jakob oder Toni thaten, ob wohl, bis ich heim käme, das gestern vermerkte Blaumeislein in das Schlaghäusel gegangen sein werde? Die sämmtlichen Lehrgegenstände — Geschichte kam noch nicht vor — waren mir unaussprechlich zuwider. Ich paßte nie auf und verlernte z. B. im Rechnen, was mir Herr Rehle beigebracht hatte. So war ich denn ein ganz schlechter Schüler! „Sehr begabt, aber unleidlich zerstreut, unaufmerksam, nachlässig, faul". Das waren meine regelmäßigen

Monats-Lorberen. Ich wußte es schon im Voraus: es war mir gleichgiltig. Der Verdruß meiner Aeltern darüber schmerzte mich zwar im Augenblick: aber mein Ekel an diesem ganzen schmierigen, häßlichen Betrieb war unüberwindlich.

Daher der Eifer, nur so rasch als möglich wieder aus der Schulstube in's Freie, in den unentbehrlichen Garten zu entrinnen. Als der Professor bei der ersten „Scription" (schriftlichen, in der Schule zu machenden Aufgabe) verkündete, wer fertig sei, dürfe sein Blatt einreichen und gehen, hei, da war ich nicht mehr zu halten. Ganz geschwind, ohne nachzudenken, schmierte ich das Blatt voll, reichte es lange vor Allen andern seelenvergnügt dem staunenden Professor auf den Pult hinauf, riß die Kappe vom Rechen und sprang — quasi re optime gesta — flink wie das Eichhorn über die verhaßten Treppen in's Freie. Natürlich ward ich einer der Letzten, als die Scription „herauskam". Und so verlor ich allen Glauben an mich,

alle Selbstachtung: ich gab die Hoffnung auf, je zu den bessern Schülern aufsteigen zu können.

Das einzig Erträgliche an dem ganzen Schulwesen schien mir der halbstündige Weg zu und von der Schule: zumal im Hof- und im englischen Garten, wo man Schneeballen, Kastanien und ach! auch Steine auf seine Herzensfreunde zu werfen weitesten Raum hatte; sogar die anmuthigen und gar nicht stolzen Töchter des Herzogs Max, die jetzige Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Neapel tapfern gaëtanischen Andenkens und die Gräfin Trani geriethen zum Entsetzen der Gouvernante und des Lakais einmal in eine solche Schneeballenschlacht, ohne ein par Zufalls(?)würfe übel zu nehmen: sie lachten vielmehr. Und mir flog gleich darauf ein Schneeball an den Kopf, den keiner meiner Freunde geworfen haben konnte: er fühlte sich ganz prinzessenhaft an.

In der II. Classe hatten wir nur kurze Zeit zum Lehrer den ausgezeichneten Professor Steininger, den wir später auf dem Gymnasium wieder erhalten

sollten — er ward Lehrer König Ludwigs II., — dann den ebenfalls ganz vorzüglichen Professor Kneuttinger in der III. und in der IV. Michael Dausend.

Uebrigens von der III. Classe an trat in dem nun zehnjährigen Schüler eine Wendung zum Bessern ein durch einen neuen Lehrgegenstand, der ihn auf das Lebhafteste anzog, fesselte und bis zu dieser Stunde gefesselt hielt: die Geschichte.

Einstweilen hatte ich schon zu Hause Alles an Geschichtswerken gelesen, dessen ich habhaft werden konnte: das Ritterspielen hatte begonnen: Wissensdurst und Bedürfniß der Einbildungskraft verlangten („gèrten", würde Herr Walther sagen) nach immer neuem Stoff. Derjenige, welcher mir zunächst zugeführt wurde, war mir nun freilich weder neu noch zu ritterlicher Verherrlichung besonders angethan: immer wieder die schon aus der Religionsstunde bei Herrn Rehle sattsam bekannten alten Geschichten von den Juden, von den Linsen und Lämmern und dem Auszug aus Aegypten, wobei es gar nicht zum Fechten kam.



Und war endlich Jerusalem glücklich durch Titus zerstört, dann kamen wieder und wieder Assyrer, Meder und Perser daran!

Der Geschichtsunterricht an den Latein-Schulen und Gymnasien im lieben Baierland litt nämlich damals an ganz unglaublichen Mängeln. In den ersten Classen wurde immer und immer wieder alttestamentliche, morgenländische, griechische und römische Geschichte vorgetragen. Es dauerte sehr, sehr lange, bis endlich die Zeit der Völkerwanderung und die mittelalterliche Geschichte erreicht war: dann wurde diese unablässig wiederholt: über das XV. Jahrhundert sind wir überhaupt nie herabgekommen. Ob das nur an dem mangelhaften Lehrplan lag oder auch an den zu großem Theil unfähigen Lehrern, weiß ich nicht. Diesen Lehrern ist nun aber kein Vorwurf daraus zu machen. Denn bis in die sechziger Jahre, bis Wilhelm von Giesebrecht sich das höchst dankenswerthe Verdienst der Abhilfe erwarb, gab es eine königlich baierisch katholische und eine

königlich baierisch protestantische Weltgeschichte: d. h. der Geschichtsunterricht ward beileibe nicht von einem Gymnasialprofessor ertheilt, der aus diesem Fach, nach besonderem Studium, geprüft worden, sondern der katholische Religionslehrer — natürlich Priester — war als solcher Geschichtsprofessor für die Katholiken, der protestantische — meist ein blutjunges Predigtamtscandidatlein! — als solcher für die Protestanten. Da war es denn kein Wunder, daß ich — gegenüber den ersten beiden dieser Geschichtsforscher, die ich zu Lehrern erhielt — unvergleichlich mehr von dem Gegenstande wußte als sie selbst, wenn ich vorher in Becker oder vollends in Deutscher Geschichte, nachdem ich Menzels Buch geschenkt erhalten hatte, in diesem eifrig gelesen hatte. Ich erinnere mich noch, daß ich einem dieser meiner Lehrer durch meine Mittheilungen über den Staufer Heinrich VI. offensichtlich eine Fülle von Ueberraschungen bereitete.

Seit nun Geschichte überhaupt gelehrt wurde, war ich diese sechs Jahre hindurch immer der

Erste im Jahresfortgang des Faches, entweder allein mit Greiß als zweitem oder mit ihm zusammen. Die Verlegenheit, die in solchem Fall bezüglich der „Preise“ d. h. der dem Ersten von der Schule zu schenkenden Bücher entstand, ward dann dadurch behoben, daß der Andere von uns beiden den Religionspreis erhielt: denn auch in der Religionslehre waren Greiß und ich sechs Jahre hindurch die ersten oder zweiten. Die Preisvertheilung am Ende des Schuljahrs, im August, war ein geprängreiches Schauspiel: in der Aula des Hauses war eine Bühne erhöht, der ganze Sal mit Fahnen und Topfgewächsen geschmückt, vor der Bühne thronte, umgeben von dem Lehrkörper, der Herr Regierungscommissar, der mir in den ersten Jahren als die majestätische Scheitelhöhe aller irdischen Macht und Herrlichkeit erschien mit seinem Dreispitz, dem Galadegen und der silbergestickten Uniform: dahinter saßen die glücklichen Aeltern, Tanten, Oheime und Pathen der Preisträger: nach dem Vortrag von Gedichten durch einen der

Schüler und einigem patriotischen Geblase wurden die Namen der Sieger und die Fächer, in denen sie Preisträger waren, verlesen: jeder erschien, von dem Hintergrund auftauchend, auf der Bühne, begrüßt von ohrzerreißendem Tusch, verneigte sich vor der Büste des Königs auf der Bühne, stolperte dann die Stufen von der Bühne zu dem Tisch des gottähnlichen Commissars, der durch die Nachbarschaft des gefürchteten Rectors noch abschreckender wurde, neigte sich tief, empfing aus den Händen des Gewaltigen das Preisbuch und zog sich unter wiederholter Verbeugung wieder zurück. Es machte sich freilich gar stolz, wenn fünfmal hintereinander „Heinrich Engert“ vorgerufen ward, um als Erster im allgemeinen Fortgang, in Griechisch, in Latein, in Mathematik, in Religion den Preis zu empfangen.

Aber die ganze Einrichtung war doch ein Ueberbleibsel der Jesuitenschulen und französischen Veranstaltungen ähnlich, eine solche Kitzelung und Weckung der Eitelkeit, daß sie, erziehlich schädigend, später sehr

mit Recht beseitigt wurde. In meiner Bücherei prangen immer noch, gar schön in gelbes Leder gebunden mit rothem Schild und dem baierischen Wappen geschmückt, die „Preise“ aus der Geschichte und aus der Religion für den Schüler der III. und IV. Latein-, der I.—IV. Gymnasialclasse F. D.: als z. B. Crusius, Homer-Wörterbuch, Aeschylos Prometheus, deutsch durch Schömann, die Nibelungen ed. Braunfels, Rudelbach, Savonarola, Wackernagel, Deutsches Lesebuch, und — tief einflußreich für mein Leben und Dichten — Rückerts Gedichte, Auswahl des Verfassers.

Seit der III. Lateinclasse nun also — zehn Jahre alt, seit 1844 — hob ich mich merklich als Schüler auch in meinem Selbstvertrauen: der Erste in der Geschichte konnte doch nicht ein ganz hoffnungsloser Schafskopf sein: auch im Deutschen ward ich, seit der „Deutsche Aufsatz“ begann, einer der Ersten. Mein Ekel an dem Schulbetrieb erlosch, seit wir — eben mit dieser dritten Classe — das schmutzige Haus auf dem Markte verlassen und in das anständige

Gebäude des Wilhelmsgymnasiums in der Herzogspitalgasse übersiedelten.

Auch einer anderen recht unschönen Noth ward nun ein Ende bereitet. Wir Protestanten waren ja allerdings eine sehr schwache Minderheit, meist 5 unter 40 bis 50 Schülern einer Classe. Aber es war doch nicht hübsch, daß man uns einfach zweimal in der Woche für eine Stunde auf die Straße warf: die Stundenordnung wurde, ohne Rücksicht auf uns, für die Katholiken festgestellt: an zwei Vormittagen hatten die Protestanten „Zwischenstunde“: das heißt sie wurden um 10 Uhr aus dem Gebäude gewiesen und hatten um 11 Uhr wieder Classe: nach Hause konnten wir nicht gehen, wir Alle hatten eine halbe Stunde Weges dahin: — in den Gängen der Schule durften wir nicht weilen: so hieß es denn also auch im strengsten Winter sich auf der Straße — dem Victualien-Markt! — umtreiben, was ohne Ungezogenheiten kaum durchzuführen war. Nach Jahre langem Bitten unserer Aeltern ward uns eine

Zuflucht in dem Musikzimmer eingeräumt; daß dadurch die hier aufbewahrten Tonwerkzeuge besser wurden — es war eine Pauke darunter, an die ich jetzt noch gern denke! — will ich nicht gerade behaupten.

Da ich gerade von „Protestanten“ rede, will ich in aller Kürze an die Schroffheit der Gegensätze der Bekenntnisse in dem damaligen München erinnern, die uns heute kaum noch — oder wieder? — begreiflich scheint.

Die Thatsache, daß einmal im Jahre 1572 in einer gewissen Nacht zu Paris die Katholiken nicht gar christ-brüderlich an den Hugenotten gehandelt hatten, sollte verschleiert bleiben. Aber der wirkungsvollen Oper Meyerbeers, welche dieses Stück Christenthum in Tönen darstellt, wollte das Hoftheater doch nicht entrathen: länger als ein Jahrzehnt hindurch wurden also die „Hugenotten“ nach London verlegt und unter dem Namen „die Anglikaner und die Puritaner“ aufgeführt: daß eine Horde Protestanten die andere

abschlachtete, dawider war in dem „paritätischen" State Baiern nichts einzuwenden. Aber sogar wir Schulbuben waren gescheut genug, diese Lächerlichkeit der kirchlich-statlichen Censur zu durchschauen: katholische und protestantische Schüler in Menge gingen in die Hugenotten. Allein sollte etwa der Jude Meyerbeer eine κάθαρσις τῶν παθημάτων, eine Reinigung der Leidenschaften (nicht: „Befreiung von den Leidenschaften"), hier also die Abschreckung von Verfolgung Andersgläubiger und die Mahnung zur Duldung bei den Katholiken beabsichtigt haben (eine Idealistik des Beweggrundes, die übrigens bei dem Maëstro fragwürdig erscheint), so erzielte dieser dem weisen Nathan nacheifernde Jakob das Gegentheil seiner Ziele! Eine große Zahl unserer katholischen Wegegenossen durch die dornigen Pfade der Verba auf -μι hatte jene Oper besucht, hatte Andere von der Schönheit des V. Aufzugs unterrichtet, sie zu gleich edlem Thun wie das des Grafen Saint Bris begeisternd fortgerissen, eine heimliche Verschwörung wider die gottverhaßten

Ketzer veranstaltet, und als eines schönen Morgens wir fünf Protestanten in aller Harmlosigkeit und christlichen Mitschülerhaftigkeit in der Classe vor 8 Uhr erschienen, fielen sie plötzlich zu dreißig über uns her und prügelten uns auf das Religiöseste durch. Wenn in Zukunft die verkappten „Anglikaner ꝛc." gegeben wurden, versäumten wir fünf Raouls und Marcels nie mehr, für den Classenbesuch am folgenden Morgen der christlichen Liebe unserer katholischen Brüder vorsorglich zu begegnen, indem wir pfundschwere Steine in unsere Taschentücher banden. So endete der nächste Bartholomeus-Morgen mit vielen Kopfbeulen des Grafen Saint Bris und seiner Frömmigkeitsgenossen und wir hatten fortab Ruhe vor Jakob Meyerbeer's aufregenden Tonwirkungen.

Das waren Schülerpossen.

Aber kurz andeuten will ich doch, wie auch im bittersten Ernst damals die Verhetzung unter den Bekenntnissen wirkte.

Ein fanatischer Priester, Eberhard hieß er, donnerte

auf der Kanzel in München gegen die gemischten Ehen, trug Unfrieden und bis zur Scheidung führende Zerrüttung in gar viele Familien. Da eines Tages stand einer unserer besten Schüler weinend in der Classe auf und beschwerte sich bei dem Professor, daß seine Nebenschüler ihn „Bastard“ schalten als das Kind aus einer solchen Mischehe.

Durch die dumme Einrichtung einer katholischen und einer protestantischen Weltgeschichte wurde der Hader unter uns nicht verhütet, sondern hervorgerufen, verschärft und vergiftet, und wir Tertianer führten die leidenschaftlichsten Religions- beziehungsweise Schimpf-Gespräche. —

XV.

In der vierten Lateinclasse betraf mich ein Unfall, der mich mit der Gefahr bedrohte, durch das Leben hinken zu müssen, mir aber dann — wie später noch gar oft eine Betrübniß! — zum Heile gedieh. Ich ward plötzlich vom „freiwilligen Hinken“ befallen — das freilich so wenig freiwillig war wie der Wehrdienst manches „Freiwilligen“: — wohl in Folge einer Hüftgelenkentzündung, die ich mir durch stundenlanges Stehen im Wasser bei'm Angeln zugezogen hatte. Wie Vogelstellen betrieb ich auch die „feuchte Kunst“ gar eifrig: die Herbstferien, die ich am Tegernsee oder auf der Fraueninsel am Chiemsee verbrachte, boten dazu reiche Gelegenheit. Diesmal aber war der Ort der Handlung einer der fischreichen Canäle in dem wunderschönen Schloßgarten zu Nymphenburg:

ich hatte die Erlaubniß, dort zu fischen, durch die Gartenverwaltung erhalten.

Die Poesie dieses höchst stimmungsreichen, an Werktagen fast völlig einsamen Gartens, in welchem ich gar manche Stunde verträumt — zumal im Früh-herbst sind die goldbraunen Färbungen seiner Bäume von wunderbarer Wirkung, — verfehlte schon damals nicht ihres zauberischen Einflusses auf mich.

Viele Monate lag ich unter heftigen Schmerzen zu Bett: schon sollte der verkürzte rechte Fuß „gebrannt“ werden (eine bevorstehende Annehmlichkeit, welche ich, den man für schlafend hielt, aus den leisen Worten des Arztes erfuhr, ohne es die Aeltern merken zu lassen), als die Natur sich von selbst half und der Fuß sich wieder reckte. Allein es war nicht daran zu denken, daß ich das in so langer Zeit Versäumte in der Classe selbst würde nachholen können, um die Aufnahms-prüfung in das Gymnasium (Unter-Secunda) zu be-stehen: so ward ich denn im Herbst 1846 und im Winter 1846/7 zu Hause unterrichtet von dem

ganz ausgezeichneten Professor Kneuttinger, der kurze Zeit schon einmal in der II. Lateinclasse mein Lehrer gewesen war. Der ernste, ja strenge, aber tief gemüthvolle, phantasiereiche und vielseitig gebildete Mann gewann meine begeisterte Liebe: er weckte mir den Sinn für die Schönheit des Baues der griechischen, für die pompa der lateinischen Sprache und ich lernte nun um der Sache und um des geliebten Lehrers willen so eifrig bei ihm, daß ich im Sommerhalbjahr 1847 mit Leichtigkeit in der ersten Gymnasialclasse vorwärts kam.

Damals erhielt ich auch als Weihnachtsgeschenk den Schreibtisch, auf dem ich dies schreibe: in zäher treuer Gemüths-Anhänglichkeit an altvertraut Geräth, die den „Modernen" wahrscheinlich sehr einfältig erscheinen wird, hab' ich, wie gar manch andres Stück, auch jenen wohl für einen Knaben geeigneten, für einen so viel schreibenden Professor recht raumkargen Tisch von der Isar an den Main, vom Main an den Pregel, vom Pregel an die Oder mitgeführt.

Die „Klassenzeugnisse" von Lateinschule und Gymnasium gewähren unter allerlei „erziehlichen" Seltsamkeiten folgende Thatsachen:

		Latein	Deutsch	Arithmetik	Geographie	Kalligraphie (!) IV. (letzte!) Cl.	Geschichte	Religion
1842/43	unter 60 Schülern							
I. Lat.-Classe	der 27.	25.	17.	22.	19.	45.(!)	—	—
1843/44	unter 44 Schülern							
II. Lat.-Classe	der 16.	16.	18.	14.	8.	—	—	—
1844/45	unter 45 Schülern							
III. Lat.-Classe	der 15.	12.	15.	23.	—	—	1.	—
1845/46	unter 40 Schülern					Griech.		
IV. Lat.-Classe	der 16.	10.	13.	24.	—	25.	1.	—
1846/47	unter 42 Schülern			Math.				
I. Gymn.-Cl.	der 10.*)	6.	5.	15.	18.	25.	1.	1.
1847/48	unter 42 Schülern							
II. Gymn.-Cl.	der 9.	11.	8.	13.	6.	17.	1.	1.
1848/49	unter 34 Schülern							
III. Gymn.-Cl.	der 5.	6.	7.	9.	3.	9.	1.	1.

1849/50 IV. Gymn.-Cl. Zeugniß leider verloren, ich weiß nur noch, daß ich unter etwa 30 Schülern der dritte, in der Geschichte und in der Religion der erste war.

*) Nicht angegeben, da ich erst im Sommerhalbjahr eintrat; nach dem Ergebniß der Einzelfächer wär' ich der zehnte geworden.

Was nun die Noten anlangt, so sei nur meine schlechteste angeführt: in der „Kalligraphie" — ein schamloses Beschönigungswort (Euphemismus!) erhielt ich in der I. Lateinclasse die III. Note für den Fleiß „groß" (er war aber wohl klein!) und in dem Fortgang „gut!" — Eine himmelschreiende Lüge, welche dem vielgeplagten Schreiblehrer verziehen sein möge um des argen Verdrusses willen, den er mit uns auszustehen hatte: denn in der Schreibstunde waren wir immer am ungezogensten.

In der II. Classe war der Schreiblehrer aufrichtiger: er fand meinen Fortgang nur „mittelmäßig!" Von der III. Classe ab fiel die Kalligraphie fort — vermuthlich weil man uns von da ab für vollkommen oder für unheilbar hielt!

Sehr bezeichnend ist, daß meine „Fähigkeiten", die in der I. und II. Lateinclasse nur zweiten Ranges waren (II. Note „sehr viele"), von der III. Lateinclasse an auf einmal ersten Ranges (I. Note „vorzüglich") geworden waren und es nun — glücklicherweise —

geblieben sind (wenigstens bis zum Abgang vom Gymnasium!). Sie waren wohl anno 43—44 auch nicht geringer: aber die unglaubliche Faulheit, deren ich mir in diesen ersten beiden Jahren trotz der Note Fleiß II. (sehr groß: ausgenommen in der Kalligraphie!) mit Beschämung bewußt bin, mag sie wohl den Augen der sehr wohlwollenden Lehrer (Rauch: und in der Religion Wiesinger, dann in der II. Classe der sanfte, poesievolle von Biarowski, für den wir alle schwärmten, ein edler Martyr-Kopf, später der feurige Städelen) stark verschleiert haben, bis dann von der dritten Classe ab auch der Fleiß die erste Note („vorzüglich“) erhielt, die er aber, glaub' ich, erst von der I. Gymnasialclasse ab recht verdiente, und in Arithmetik und Griechisch war der Fleiß auch später manchmal nur von zweiter Güte, während ich in Geschichte und Religion stets die I. Note gesteigert „mit Auszeichnung“ davon trug.

Aus meinen Classenlehrern gedenke ich mit

dankbarem Herzen des hocheifrigen Michael Dausend in der III. und IV. Lateinclasse, der, ein wenig jähzornig, aber in glühendster Liebe zu seinem Beruf uns Alle mit sich fortriß und gegen meine vielen Schwächen ganz besondere Nachsicht übte: er hat mir das verlorene Selbstvertrauen wiedergegeben und mich auf das Liebevollste gefördert.

Aber der entscheidende Ruck nach oben trat doch erst ein im Laufe der Jahre 46—48.

Manchfache Gründe mögen hiefür zusammengewirkt haben.

Einmal erreichte ich ja damals erst das Alter, mit welchem die Meisten überhaupt erst in die Lateinschule eintraten, das 12. Jahr: ich war um 4 Jahre zu früh daran.

Dann mag das lange, einsame, schmerzenreiche Krankenlager vom Sommer bis gegen Winter 47 Manches in mir gereift haben: — insbesondere begann damals schon stark in mir hervorzutreten die mächtig idealisirende Wirkung der Ahnung eines drohenden

schweren Unheils, von der alsbald zu sprechen sein wird. Dazu kam der ausgezeichnete Einzel-Unterricht durch Professor Kneuttinger Herbst 46 bis Ostern 47.

Und vor Allem die einem Zauber vergleichbare Wirkung, welche auf mich übte — Homeros!

Abgesehen von der Geschichte (die erst mit der III. Lateinclasse in den Lehrplan eintrat), hatte kein Lehrgegenstand um seiner selbst willen meinen Eifer geweckt. Hätte man mich gefragt, weßhalb wir Latein, Griechisch, Mathematik lernen müßten, — vermuthlich hätte ich geantwortet, damit die Herren Professoren beschäftigt werden können.

Das ward mit einem Schlag anders, als ich nun Homer in der Ursprache zu lesen begann: der Inhalt beider Epen war mir zwar bereits aus Gustav Schwabs (selbst classischen!) „Sagen aus dem classischen Alterthum" bekannt: aber welche Fülle von überwältigender Schönheit und Kraft fluthete nun aus

diesen dem wogenden Meere vergleichbaren Hexametern auf mich ein!

Ich ward berauscht von dieser vollendeten Herrlichkeit der Sprache!

Ich ließ Tag und Nacht — bis die Aeltern wehrten — nicht mehr ab, die Ilias zu lesen und begann, als ich mit ihr zu Ende war, sofort die Odyssee: in zwei Monaten war ich mit beiden fertig. Sogleich fing ich von vorn wieder an, jetzt die Vossische Uebersetzung heranziehend und je nach einer Seite Griechisch dieselbe Seite Deutsch lesend. Gar oft noch hab' ich in solcher Doppel-Lesung meinen Homer durchgearbeitet. Homer und Shakespeare muß man in Zwischenräumen von ein par Jahren immer wieder lesen: der wechselnde Eindruck läßt uns die Wandelungen in uns selbst erkennen.

Nun ward ich ein guter Schüler. Die Poesie hat mich für die Wissenschaft empfänglich gemacht: »sic me servavit Apollo!« Der treffliche Professor, den

ich in der I. Gymnasialclasse erhielt, Herr Thum, wie Herr Rauch ein würdiger, warmherziger, wohlwollender, friedliebender, katholischer Geistlicher — von der guten alten Art, die seltner geworden sein soll im lieben Baierland — brachte uns die Odyssee von der Gemüthsseite und von der Idylle her nah: der göttliche Sauhirt war sein Liebling: noch tönt mir sein liebevolles, schwäbisch breit ausmalendes: »Εὔμαιε συβῶτα!« in den Ohren.

Bei Homer lernte ich sehen: das heißt die der Natur oder den Geschichts-Erzählungen gegenüber bereits vorhandene angeborne Fähigkeit, das Bezeichnende scharf zu erfassen mit dem Auge oder mit der Anschauung der Einbildungskraft, wurde nun durch die unvergleichliche Veranschaulichung bei Homer geübt, entwickelt, gesteigert: lobt man an meinen Schilderungen von Menschen oder Naturbildern die Anschaulichkeit: — Homer, Sir Walter Scott und der Münchener Hofbühne, wie sie von 1846 bis 1862 blühte, hab' ich dies Lob zu danken.

Homer erschloß mir nun auch für die anderen Classiker den Sinn: während in der Classe leider immer nur ein par Fetzen der Schriftsteller gelesen wurden (warum? weil auch in dem Gymnasium noch viel zu viel Zeit auf die Grammatik verwendet, nachgeholt werden mußte, was hierin in der Latein-Schule versäumt, nicht geleistet worden war), las ich zu Hause mit Leichtigkeit, zu meinem Vergnügen den ganzen Cornelius Nepos, beide Bücher Cäsars, beide Bücher Sallust's ganz, recht viel aus Livius (wenig aus Cicero: er schien mir eitel bis zur Fadheit!), von Tacitus so viel ich irgend auftreiben konnte: — mit Begeisterung gar oft die Germania (nicht ahnend, daß ich sie dereinst selbst erklären sollte), die ganze Aeneïs, den ganzen Horaz, von Ovid, dessen glänzende Leichtigkeit der Form mich lockte, viel mehr als der Herr Professor würde gebilligt haben; unter den Griechen las ich von Sophokles Alles, von Aeschylos das Meiste, Thukydides mit Begeisterung — er wurde von dem ausgezeichneten Rector Hutter in der

Oberclasse vortrefflich erklärt und Monate lang rief er mich darin auf, da er gemerkt, daß ich ihn zu Hause bereits gelesen („präparirt") hatte, und zum Verdruß manches Schulgenossen lasen wir so in Einer Stunde gar viele Capitel — auch Demosthenes und Isokrates las ich gern: dagegen hab ich dem seligen Xenophon die Langweile seiner zurückgelegten Parasangen noch immer nicht verzeihen können; auch das ganze neue Testament las ich griechisch — von der schlichten Einfachheit der Rede mächtig angezogen — und daneben fing ich an, mich an Plato zu wagen.

Die nicht ganz geringe Begabung für Sprachen, geweckt durch den Genuß der fremdsprachlichen Dichtungen, trat jetzt in einem wahren Heißhunger für Sprachen hervor: ich lernte (bei Monsieur Périn) französisch, bei dem guten Mitchel Werthheim englisch — es ward unter den Neusprachen weitaus mir die liebste: und da ich erstaunlich viel Englisch las — zumal Shakespeare, den ganzen Sir

Walter Scott, Bulwer, Dickens, Thackeray, Byron, Burns; dann aber englische Literaturgeschichte von Chaucer bis Tennyson und Longfellow Jahre lang systematisch trieb, Percy's Relics großentheiles auswendig wußte, brachte ich es so weit, Balladen englisch zu dichten, die ich dann (schlechter als sie englisch waren!) in's Deutsche übersetzte. Seit aber 1848 ein reich begabter Jude, Herr Ludwig Neubauer, ein politischer Flüchtling aus Paris — ein wenig „Bohemian" — nach München kam, trieb ich eifrig bei ihm italienisch, spanisch und portugiesisch, während ich die sämmtlichen germanischen Sprachen (ausgenommen holländisch, das ich erst lernte, als meine Romane in diese Sprache übersetzt wurden) mit Leichtigkeit ohne Lehrer erlernte.

Seit dem zwölften Jahre führte ich ein Tagebuch, in welches ich jeden Abend unglaublich viel sentimentales Zeug schrieb, des Langen und des Breiten: allein die Zeit war doch nicht ganz weggeworfen: denn ich führte es jeden Abend in einer

andern Fremd-Sprache: also griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, englisch, schwedisch und dänisch.

Dazu trat seit der III. Gymnasialclasse (ebenfalls nur zu Hause) das Studium der deutschen Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung: also gothisch, altnordisch, angelsächsisch, althochdeutsch, altniederdeutsch und mittelhochdeutsch.

Der Unterricht im Deutschen in der Schule war herzlich schlecht: — bis ihn in der Oberclasse Hutter übernahm.

Die Deutsche Dichtung hätte den Schülern wirklich verleidet werden können durch die Weise, wie sie uns beigebracht werden sollte. Einmal erhielten wir die Aufgabe: „Lob der Mäßigkeit": 10 Strophen in je drei- und 3½füßigen Trochäen, mit folgenden (uns dictirten!) Reimen. Welcher Zopf-Dichter etwa des XVII. oder beginnenden XVIII. Jahrhunderts der Verfasser war, dessen Werk wir nachdichten sollten, — ich weiß es nicht. Mit

den übrigen Reimen kam ich leidlich zu Stande: aber mit den beiden das Ganze krönen sollenden Schlußreimen: „Bohnen — wohnen“ — wußte ich bei aller Zerquälung meiner Einbildungskraft nichts anzufangen: ich ließ die beiden Schlußzeilen weg, mit der wenig ehrerbietigen Rand-Bemerkung: „Unmöglich! Geht über's Bohnenlied“.

Aber Herr Professor Stanko belehrte mich — unter wohlverdientem Verweis für meine Keckheit —, daß einem echten Dichter wohl möglich sei, aus jenen Reimen den herrlichen Schluß des Gedichtes zu bilden: es mußte nämlich heißen (nach vorgängigem Lob des begnügsamen Minderbemittelten):

— „Und in seinen Bohnen
Wohnen Krankheit nicht und Tod,
Die in Torten wohnen!“

Mein schwacher Trost war, daß auch die etwa dreißig andern Mit-Dichter der Classe diesen Schluß nicht richtig getroffen hatten. Und noch heute geb'

ich mich dem Genusse von „Bohnen“ nicht hin, ohne, in heiterer Beruhigung des Gemüthes, sie mit den bösen Torten zu vergleichen, die ich ohnehin nicht mag, also leicht dem „gedunsenen Reichen“, der kurz vorher auftritt, überlassen kann.

Das Deutsche wurde so unverantwortlich vernachlässigt, daß es in einem ganzen Halbjahr jedesmal hieß: „die deutsche Stunde fällt aus, statt dessen — griechische Grammatik“: so wurde nur ein Einzig Mal Eine Stunde auf das Deutsche verwendet und zwar für eine „Scription“, aus der „gesetzt“ werden konnte, da eben in dem der Regierungsbehörde vorzulegenden Fortgangs-Bericht doch die Plätze der Schüler im Deutschen nicht leer gelassen werden durften. Und gerade diese Classe hieß nach der noch von den Jesuiten herrührenden Bezeichnung „die Poesie“! Bohnenstroh hätte sie heißen sollen. Der Unterricht im Deutschen war überhaupt (ausgenommen des von Steininger, Kneuttinger und Hutter ertheilten) viel schlechter als in

allen andern Fächern. Und doch hatten wir an dem Rector der Lateinschule Beilhack, wie später an Hutter, Männer, die gerade für Deutsche Literatur hervorragende Neigung und reiche Kenntnisse in deren Geschichte besaßen.

XVI.

In diese Zeit etwa fällt ein kleines Erlebniß, das für die allmälig schärfer hervortretende Eigenart des zum Jüngling reifenden Knaben bezeichnend scheint.

Während des Umbaus des Hauses (oben S. 36) war mein Bett vorübergehend an ein Fenster gerückt worden; das Fenster ward gegen Abend von den Bauleuten zerschlagen, lange Glassplitter geriethen unvermerkt in das Bett und ich stieß mir in der Nacht einen sehr langen Splitter nahe am Knöchel in die Innenseite des rechten Fußes, blutete stark, zog mir aber den Splitter selbst aus der Wunde und ging, ohne von dem Vorfall zu sprechen, in die Classe. Ich war schon damals hart gegen mich. Aber ich verspürte heftige Schmerzen bei'm

Auftreten: nicht eine Klage, das Hinken verrieth mich. Der Arzt (— es war derselbe, der nach Aussage meines Erretters aus seinen Händen, des alten Rothmund, durch falsche Behandlung nahezu mich für's Leben zum Hinkebein gemacht haben würde, hätte er nicht zu meinem Glück plötzlich ein Glied der Königsfamilie auf einer Reise begleiten müssen, worauf Rothmund ihn vertrat —) untersuchte die eiternde Wunde, fand nichts und ich hörte — unbemerkt — wie er zu den Aeltern sagte, ich hinke wohl nur, um nicht in die Classe gehen zu müssen. Ich ergrimmte stumm, aber furchtbar und ging noch zwei Wochen unter Höllenqualen in die Classe, bis ich umfiel und der Stiefel von dem geschwollenen Fuße geschnitten werden mußte.

Jener Aeskulap war wieder zur Erhaltung eines prinzlichen Lebens auf Reisen: der treffliche Hofmedicus Dr. Koch, dem ich auch später (1861/62) die rettende Behandlung in einer schweren Lungenentzündung danken sollte, ward geholt, er untersuchte die Wunde

(was nicht wohl that) und zog daraus — einen halbfingerlangen Glassplitter. Er erklärte es für ein Wunder, daß ein Mensch mit dieser Schneide im eiternden Fuß habe gehen können. Es war aber kein Wunder gewesen, sondern nur mein fester Wille, der später noch wiederholt Dinge durchgesetzt hat, welche die weisesten Philister für unerreichbar erklärt hatten.

Es herrschte in der Classe vom Gymnasium an, dessen Schwelle gar manche der roheren, aus ungebildeten Familien hervorgegangenen Schüler nicht überschritten, ein schöner kameradschaftlicher Geist, eine neidlose Treugesinnung, welche auch durch das für diese nicht günstige Setzungs- und Preisvertheilungs-Wesen nicht getrübt werden konnte.

Die nachstehende kleine Geschichte gereicht dem zum Beweis und meinen Mitschülern zu hoher Ehre. Ich war in der II. Gymnasialclasse gleich zu Anfang des Halbjahrs, in welchem zuerst Mathematik gelehrt wurde, erkrankt und etwa sechs Wochen aus der Classe geblieben. Als ich wieder eintrat, stand — zwei

Tage darauf — die erste Mathematikscription bevor. Ich hatte nun nicht die entfernteste Ahnung von Mathematik: — weniger als von Chaldäisch, von dem wußte ich doch, es war eine Sprache. Wohlmeinend riethen mir mehrere Cameraden, ich solle um Befreiung von dieser Scription bitten. Allein das kam mir feige vor, und als ich auf die Frage, wie weit man in dem Lehrbuch gekommen sei, erfuhr, nur wenige Seiten, da lachte ich und sagte, mit meinem guten Gedächtniß könne ich bis übermorgen das Sechsfache — auswendig lernen. Und auswendig lernte ich denn auch die par Seiten bis auf jeden Buchstaben! Nun könne es mir nicht fehlen, meinte ich. Als nun die Scription begann und in lauter Rechnungsaufgaben und in Fragen bestand, welche der Lehrer, außerhalb der Sätze des Schulbuchs, aufgeworfen hatte, stutzte ich freilich ein wenig: aber bald faßte ich mich und schrieb den ganzen auswendig gelernten Inhalt jener par Seiten flott weg auf das Blatt. Wie nun aber die Scription „herauskam", das heißt

aus derselben „gesetzt“ und das heißt die Reihenfolge der Plätze nach der Zahl der verbrochenen Fehler bestimmt wurde, da begann der Lehrer — es war der von uns schwärmerisch geliebte geniale E. Müller, Bruder des vortrefflichen Orientalisten Marcus Müller, — mit seinem leuchtenden Auge, welches das edle Antlitz verklärte, über uns hin blitzend, eine kurze Vorrede zu halten, etwa folgenden Inhalts: „Bevor ich die Plätze angebe, muß ich die ganze Classe fragen, ob sie die eingereichte Arbeit eines Schülers gelten lassen will, der offenbar in jener Stunde von Gott und aller Mathematik verlassen war. Nur ein Irrsinniger kann dieses Blatt beschrieben haben“: — er hob es empor: ich erblaßte: ich erkannte die aufrecht stehenden Buchstaben.

„Der Betreffende,“ fuhr er fort, „zählt zu den besseren Schülern. Gilt aber diese Scription gegen ihn, in der er mit Strahlenglanz der Letzte würde und in der ich ihm X —“ er nannte eine unglaublich hohe Zahl! — „Fehler anrechnen müßte, so würde

er durch diesen Schlag für das ganze Schuljahr unter die Letzten geschleudert. Es ist der Dahn. Soll die Scription gegen ihn gelten?"

„Nein, Nein!" schrieen alle — bis auf zwei.

Der Eine, der mit Ja stimmte, war ich; der andere hieß — Johannes Huber.

Nun wurde also gemäß überwältigendem Mehrheitsbeschluß das unselige Blatt, das von der rothen Tinte des Professors in ein Schlachtfeld verwandelt war, zerrissen; mir stürzten die Thränen aus den Augen! Zu Hause ließ ich mich nun von dem viel getreuen Heinrich Engert in die Geheimnisse der Mathematik einführen, stand — es war Sommer — morgens um 2 oder 3 Uhr auf, studirte, zeichnete und rechnete „wie doll" bis zu dem Schulgang und wurde in der nächsten Mathematikscription der Dritte.

Ein hübsches Zusammenhalten — sogar bis zur Nothlüge! — erwies die Classe zu meinen Gunsten auch in folgendem Fall, in dem mich Gott Mercur oder Odhin, die ja beide manchmal die Wahrheit

der Ueberlistung des Gegners opfern, handgreiflich gerettet hat.

Es war ein heißer Sommernachmittag, was uns selbstverständlich nicht abhielt, vor Beginn der Lehrstunde in dem Classenzimmer zu „raufen“: ein beliebtes Wurfgeschoß war dabei eine alte, staubige, auf steife Pappe gespannte Schulcarte von Europa, die wir uns lustig an die Köpfe warfen. Eben hatte ich sie einem der Feinde scharf seitwärts — das thut am meisten weh! — gegen die Wange geworfen, als sie abprallte und durch das offne Fenster in den Hof hinab flog. Sofort wollte ich hinab, sie zu holen, — da — o weh! — ging die Thüre auf, Professor Steininger trat ein, bestieg den Lehrstuhl und die Stunde begann. Ich nahm mir vor, alsbald unter irgend einem Vorwand hinaus zu gehen, den ehrwürdigen Pappendeckel aus dem Hofe herauf zu holen, wo ihn andere böse Buben weiter mißhandeln oder gar der Hausmeister finden und als Beweismittel herauf schleppen konnte: —

denn die Angabe unserer Classe stand deutlich darauf: ich wollte sie in der offnen Holzlege verstecken und nach Steiningers Abgang wieder an die Tafel hängen. Aber plötzlich — o Schreck und Entsetzen! — wieder ging die Thüre auf und herein schritt mit puterrothem Zornkopf der Herr Rector selbst! Fröhlich hieß er: aber wir zitterten vor ihm, denn er war sehr streng, niemand hatte den „Fröhlich" jemals lächeln sehen: er war ungleich mehr gefürchtet als geliebt, was ihm aber nicht unerwünscht schien. Der Schreckliche also erschien, in der Hand die alte Europa: — und ach! wie sah diese aus. She was a fright, I declare! Die unselige alte Schachtel war in den hart unter unserm Fenster lieblich rinnenden Brunnen gefallen und Wasser, Kreide, Staub, die in einander verwaschenen Farbengrenzen aller Großmächte, der vierunddreißig deutschen Staten, kurz von ganz Europa, von Gibraltar bis Ostsibirien, hatten miteinander ein scheußliches Bild der Zerstörung zu Stande gebracht. Mir stockte der Athem! Ich war

noch nie bestraft worden: — nun wenigstens Carcer, wenn nicht Dimission. Meine armen Aeltern!

Aeußerst überrascht blickte der wackere Steininger auf den zornigen kleinen Rector und jene „Dämmerung" unseres Erdtheils: er hätte gern das Drohende von seiner Classe abgewendet: aber die Hausmarke „II. Gymnasialclasse B" sprach zu deutlich!

Mit leiser, heiserer Stimme begann der greise Zorngott: — das war noch viel unheimlicher als das dröhnende Brüllen, welches der riesige Beilhack, dem homerischen verwundeten Ares vergleichbar, in solchen Fällen zu erheben pflegte, daß die Fensterscheiben klirrten! — Ganz tückisch, verhalten, fragte nun der Rector, „wer „das" — dabei hob er das triefende Heiligthum in die Höhe — gethan?" Tiefstes Schweigen. Alle wußten es, keiner sprach, auch der nicht, der es am Besten wußte: denn er scheute die Schmach des Carcers und der Aeltern Gram und den dann verwirkten „Religions- und Sittlichkeits"(!)-preis. Jetzt blitzten die kleinen Augen des kleinen Männleins

— wie ein böser Zauberzwerg erschien er mir — und nochmal fragte er: „Wer ist der Frevler? Gebt ihr ihn nicht an, erhält die ganze Classe für Samstag Nachmittag und für drei Sonntage Hausarrest."

Und sie schwiegen doch, die wackern Jungen, auch Johannes Huber. Aber Einer stand nun auf: — „ich" stammelte er. »Allez, Allez!« schrie da der Alte plötzlich ganz laut, packte mich am Aermel und zerrte mich mit aus der Stube: noch einen Blick warf ich auf meinen geliebten Steininger: — der zuckte die Achseln wie weiland Pontius Pilatus, nur daß ich nicht unschuldig litt.

Der Schreckliche stürmte dahin, in der Linken Europa, in der Rechten mich. Wie ich über den langen Gang und die Treppe hinab in das Unheil drohende Gemach gelangte, oberhalb dessen Thür auf schwarzer Tafel das Wort „Rectoratszimmer" geschrieben stand, — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß keiner fröhlich je von Fröhlich schied. Scheu, auf leisen Sohlen huschten wir an der Pforte vorüber, deren Inschrift

wir uns längst in das Italienische übersetzt hatten: nämlich: „lasciate ogni speranza, voi, ch'entrate". — Und da mußte ich nun hinein! Den Speerwürfen der vereinigten Gustel sah ich ruhigen Auges entgegen: — aber feige Furcht lähmte mir die Kniee vor diesem alten Herrlein. — Er that auch gleich das Aergste, was die Sage über jenes Gemach flüsterte: er ließ ein Protokoll aufnehmen. O Protokoll! Du Donnerwort! Wir wußten nicht recht, was ein Protokoll war: — aber wenn über Einen ein „Protokoll" aufgenommen war, dann sahen wir ihn an, wie Einen, den der Götter Zorn durch Blitz gezeichnet. Es erschien auf heiseres Geheisch des Tyrannen der Herr Gymnasialsecretär aus der nächsten Stube: wenig ansehnlich, in schmutzigem Frack, mit Leinwandschreibärmel, er roch stark nach kaltem Tabak, was mir von jeher besonders unangenehm war, da ich nicht rauche, nur aus Nothwehr in „Walhall" rauchen mußte — wovon später. Er maß mich mit einem Blicke, wie ich ihn bisher nur auf dem Theater

an Lord Burleigh gegen Mary, queen of Scots, erlebt hatte und hielt sich bereit, auf der aus einem „Kaunitz-Schrank" mit lautem Gerassel hervorgeschobenen Schreibtischplatte mein Geständniß — wie er wähnte! — und mein Urtheil zu verzeichnen. Der Rector begann das Verhör. Ich aber überlegte in meinem unsträflichen Herzen, daß ich, wenn ich der Wahrheit gemäß als Grund des europäischen Unglücks „das Raufen" angab, auch wohl die Mitraufer angeben mußte, da allzuwenig wahrscheinlich war, daß ich deren Namen schon vergessen oder daß ich mit mir selbst gerauft und mir soviel Grade nordöstlicher Breite selbst an den Kopf geworfen hätte. Und unsere Classe hatte ohnehin schon wegen des heidenmäßigen Raufens vor Beginn der Stunden so üblen Leumund! Ich log also, aber — gewiß ist's wahr! — mehr um der Andern als um meinetwillen: mit mir war es ja doch so wie so aus. Ich sagte, die Karte sei sehr staubig gewesen — und das war die reine Wahrheit, wie der durch den Brunnen-Neck

in Schmutz verwandelte, in weißgrauen Tropfen auf den Rectoratsteppich triefende ehemalige Kreidestaub darwies: — ich hätte sie an dem Fenster ausgeklopft und dabei sei sie mir aus der Hand geflogen: — letzteres war wieder wahr! — daß Europa dabei in's Wasser fallen solle, sei durchaus nicht meine Absicht gewesen und ich sei von ihrer sofortigen Wieder-Erhebung nur durch höhere Gewalt und den Beginn der Lehrstunde abgehalten worden. Alles — bis auf eine Kleinigkeit — wahr! Gleichwohl schüttelte der Ungläubige den kahlen Kopf: „höchst unwahrscheinlich!" meinte er. „Indeß — „nous verrons". Dies Französisch war mir wieder eben so zuwider und unheimlich wie das vorgängige »Allez, Allez!« Er führte mich, europamüde das corpus delicti liegend lassend, wieder in die Classe hinauf, das Protokoll in der Linken, mich in der Rechten. Bevor er aber dort das Wort erheben konnte, sprach Steininger: „Herr Rector! Die Sache ist doch nicht so schlimm. Die ganze Classe hat einstimmig ausgesagt, der Dahn

wollte die Carte, die recht staubig gewesen sei — „und sie war staubig"! betheuerte der treue Held — am offnen Fenster ausklopfen und dabei ist sie ihm —"

Der Rector gab mir lächelnd einen leichten Schlag auf den Kopf: „Sie haben Glück, Felix, Nomen et Omen! Aber bitte, überlassen Sie die Sorge für die Reinlichkeit in der Anstalt fortab mir." Sprach's und ging. Und Steininger lachte voran, wir Alle nach, und Alle staunten: denn wir hatten den Herrn Rector lächeln sehen.

Bevor ich aus diesen heiteren Schülergeschichten zu viel ernsteren Dingen übergehe, sei kurz aus der III. Lateinclasse noch eine Rauferei erwähnt, bei der Herr Rector Beilhack selbst betheiligt war.

Dieser, ein Hüne an Höhe und Brustbreite, mit einer gewaltigen (sehr rothen) Adlernase und hell blitzenden Blauaugen — ein trefflicher Lehrer des Deutschen, den ich nur leider nie als solchen zu erhalten das Glück hatte — war zwar auch gefürchtet, und mit Recht! Denn er kam gewöhnlich

nur, wie ein Taciteïscher Gott, um zu strafen in die Classe, brüllte dabei, wie oben sehr wahrheitsgemäß geschildert, und sollte auch gelegentlich mit seinen schneeschuhbreiten Händen fürchterlich zuschlagen können, was ich aber nie gesehen. Wenn er schrie: „das sind Lumpe!“ (nicht „Lumpen“, und jene starke Form machte Furcht und Schrecken noch stärker) „Lumpe sind's!“ (nämlich solche, welche die Rectorats-Scription von Andern abgespickt hatten), dann erdröhnte das Haus. Aber wir „fürchteten und liebten“ ihn, wie es im Katechismus Luthers heißt: denn er konnte auch gar grundherzensgütig sein.

Eines Nachmittags von 1¾—2 Uhr rauften wir natürlich wieder. Der Spaß bestand diesmal darin, daß die Stärksten, darunter Engert und Sölch, ein ganzes Rudel von uns Schwächeren zur Thüre hinaus geworfen hatten und unsern Versuchen, die Thüre zu öffnen und wieder einzudringen, heldenhaften Widerstand entgegen setzten. Das gab nun den allerschönsten Heidenspektakel: draußen und drinnen

lautes Gelächter, Siegesgeschrei und Wuthgeheul: Piloty, Greiß und ich gehörten zu den Hinausgeschmissenen und nunmehrigen Belagerern. Auf einmal stürzte Schneider todtenbleich von der Treppe her: „Flieht!“ rief er. „Der Rector über uns! Beilhack selbst!“

Und wir stoben davon, nach dem andern Ende des Ganges. Wohl rief vorher ich, riefen noch ein par Andre den Kameraden hinter der Thüre zu: „macht doch auf! Der Rector.“ Ein schallendes Hohngelächter ward uns zur Antwort: die siegestrotzigen Helden da drinnen hielten das für eine Kriegslist und stemmten sich gegen die Thüre ungefüger als je. Da flohen wir! Beilhack — er hätte uns unmöglich einholen können! — ließ uns laufen: „ich entdecke sie doch“, mochte er mit arger List brüten, „bin ich erst drinnen und fehlen sie“.

Und nicht ohne Grund empört über den Kampflärm, der auch in den Nachbarclassen den Frieden seiner heiligen Hallen störte, packte der Riese die

Thürschnalle und wollte ohne Weiteres hinein. Aber da kam er an die Unrechten! Mochten Engert und Sölch sich über die plötzlich so gewachsene Kraft von uns Kleineren wundern: — sie wichen nicht. Angestemmt mit den Schultern hielten sie die Thüre, die nach Innen aufging, mannhaft noch mehrere Secunden zu und lachten Hohn. Allein gar bald verging ihnen fürchterlich das „Segeprahlen". Schließlich war der gewaltige baumstarke Mann von vierzig Jahren, gereizt durch den wahnsinnigen Versuch, den Rector aus seiner eignen Schulstube zu sperren, doch den tapfern Knaben von 14 Jahren allzu überlegen: krachend flog die so mannhaft vertheidigte Thür nach Innen — wir sahen, verschüchtert, von ferne, dem Kampf um die III. Classe zu, voller Angst um die Genossen — hinein fuhr der rothnasige Riese, packte die beiden nächsten Vertheidiger mit je Einer Hand und stieß ihnen — to begin with — die Köpfe zusammen. Ach, es war der rothborstige Sölch, weder durch Schönheit der Gestalt, noch durch Feinheit

des Geistes hervorragend, aber durch Alter und Vierschrötigkeit — und du warst es, o Heinrich, königlich bairischer Gerichtsarzt im Thale der Amper! —

Durch die von einem unerbetenen Helfer eroberte Thüre nahmen nun auch wir versprengte Belagerer wieder unsern durchaus nicht triumphirenden Einzug.

Die Folgen waren nicht so schrecklich wie wir gefürchtet. Carcer bekam keiner, wir Alle einen improvisirten Rectoratsverweis, daß uns die Trommelfälle hätten platzen mögen, ein par Rädelsführer der Vertheidiger wurden zu Protokoll verwarnt: — aber weiter geschah uns nichts. Der dem Humor voll zugängliche Mann mußte doch wohl selbst darüber lachen, daß ihn seine eignen Oberquartaner kämpflich angegangen hatten.

XVII.

In der dritten Gymnasialclasse traf uns das Unglück sehr häufigen Wechsels der Lehrer in fast allen Fächern: Stanko, Worlitschek, Kneuttinger (der, viel beklagt, bald darauf starb) lösten einander in rascher Folge ab: zuletzt kam Kurz, ein höchst anregender blutjunger Herr, dem wir bösen Buben leider nicht genug folgten: das Ergebniß war, daß wir Alle nicht so tüchtig fortschritten, wie wir in den beiden vorhergehenden Classen begonnen hatten.

Die an sich so thörige Verkoppelung des Geschichtsunterrichts mit der Religionslehre sollte durch Zufall für mich sehr günstig ausfallen. Denn von der II. Gymnasialclasse an erhielt ich dadurch zum Geschichtslehrer einen jungen protestantischen Vicar,

der auf meine Entwicklung höchst förderlich eingewirkt hat: Ernst Luthardt, der ja später ein hervorragender Führer des rechten Flügels der lutherischen ecclesia militans werden sollte.

Dieser glänzend begabte Mann, eine gewinnende und beherrschende Persönlichkeit, kraftstrotzend, im vollen Feuer jugendlicher Begeisterung wie für seinen geistlichen, so auch für seinen Lehrberuf, spürbar aus tiefster Ueberzeugung für Christenthum und Protestantismus erglühend, machte auf uns Alle den gewaltigsten Eindruck. Meine Einbildungskraft malte sich die starke Gestalt mit dem bedeutenden Kopf, dem scharf und doch auch wieder schwärmerisch sanft blickenden blauen Auge in allerlei geschichtlichen »avataras« aus: ich sah ihn mit Sanct Winfrid in das Dunkel der frisischen Sumpfwälder das Kreuz tragen oder als zweiten Luther allein in eine Stadt einreiten so voll von Teufeln wie von Ziegeln auf den Dächern. Ich gewann ihn leidenschaftlich lieb in dankbarer Begeisterung. Schon ihm

zur Freude würde ich in seinen beiden Lehrfächern auf das Eifrigste gearbeitet haben, hätte mich nicht die eigene Lust zu der Sache fortgerissen. Während die früheren Geschichtslehrer sich darauf beschränkt hatten, uns die Lehrbücher von Beck und von Kohlrausch auswendig lernen und herunter schnurren zu lassen, ohne ein Wort der Anregung, der Erläuterung, der Ergänzung — woher nehmen? poor fellows as they were! — ließ Luthardt das Lehrbuch fast ganz bei Seite und gab uns, wohl vorbereitet, in freier Rede einen Vortrag, dem eines Hochschulen-Lehrers ähnlich, welchem wir begeistert lauschten und doch mit Leichtigkeit nachschreibend folgen konnten.

Die Thatsachen als aus dem Lehrbuche bekannt voraus setzend, suchte er uns „die Bedeutung“ der Persönlichkeiten und der Geschehnisse klar zu machen, und zum ersten Mal hörten wir neben den Kriegen und Schlachten und Regierungswechseln auch von Verfassung, Sitte, Bildung, Kunst und Leben der Völker. Mein Freund Julius Greiß und ich, wir

wetteiferten nun um den ersten Platz in Geschichte und Religion mit solcher Hitze und mit solchem Erfolge, daß wir gar manche „Geschichtsscription" mit der Note „ohne Fehler" beide als die Ersten erledigten: ward einmal einer der zweite (das war meist ich!), so geschah's, weil er einen Beistrich ausgelassen hatte. Der Dritte war nie einer von uns! Der Dritte war meist Clemens Piloty.

Die letzten Nächte vor der Geschichtsscription konnte ich vor Aufregung nicht schlafen.

Früh am Wintermorgen — um 2 oder 3 Uhr — machte ich Licht, sorgfältig vorher das Schlüsselloch verschließend, daß nicht ein verrätherischer Strahl in das Schlafzimmer der Aeltern falle, welche mit Recht solche Ueberreizung bekämpften, und wiederholte nun Stunden lang den in der „Scription" zu bearbeitenden Stoff.

Wie tief diese Eindrücke in die Knabenseele drangen, erhellt daraus, daß ich noch jetzt zuweilen träume, morgen sei Geschichtsscription und ich wisse

noch nicht alle Feldzüge Heinrich I. gegen die Slaven den Jahrzahlen nach auswendig, während sie Julius vorwärts und rückwärts her sagen könne.

Waren wir nun in der Geschichte ganz gleich, so gab Luthardt, der ja nur über Einen Geschichtspreis zu verfügen hatte, Einem von uns zum Trost den Religionspreis: — meist Julius, der ungleich sanfter war als meine „Impetuositas", wie mich der geliebte Lehrer nannte, und daher den „Preis in der Religion und Sittlichkeit" mehr gewiß als ich verdiente: der Andere ward dann in jenem Fach, in welchem er nicht den Preis erhielt, für „preiswürdig" erklärt: — ein idealer Zahlungs-Ersatz.

Es ist mir, wie bereits mit Rührung anerkannt, das hohe Glück geworden, daß mir — mit sehr, sehr wenigen, freilich bitter traurigen Ausnahmen! — alle Menschen, die mir jemals näher getreten und werth geworden, Weiblein und Männlein, bis heute in Liebe und Freundschaft verbunden

geblieben sind, so weit auch oft, was die Männlein anlangt, unsere politischen, philosophischen, religiösen Anschauungen und Neigungen auseinander gingen. Und so hat denn auch bis zur Stunde ein schönes Band der Freundschaft meinen hoch verehrten Lehrer Ernst Luthardt und mich verknüpft gehalten, obwohl ihm ja meine spätere Entwicklung in philosophischen und religiösen Dingen wenig Freude machen konnte: aber der Vorkämpfer des strengsten Lutherthums und „Odhin von Asgardh", wie mich die Freunde neckend nennen, sind treue, gute, herzvertraute Freunde geblieben (was freilich ein lutherischer Hauptpfaff, lutherischer als Luther und luthardtischer als Luthardt, „unbegreiflich und unverzeihlich von Luthardt fand"): ich habe der Gestalt des begeisterten, glaubensstarken, todesmuthigen und durchaus nicht muckerischen Mannes ein Standbild gesetzt in „Hluthart, dem wackern Mönch aus Frankenland" in „Odhins Trost".

Was nun gerade die Religion anlangt, so hat

Luthardt auch auf diesem Gebiet stark auf meine Entwicklung eingewirkt: — freilich mit ganz anderem als dem angestrebten Erfolg.

Ich war ein tief religiöses, ein schwärmerisch frommes Kind gewesen. Ohne Zwang zu häufigem Kirchenbesuch hatten die Aeltern die gefühlsinnige Gläubigkeit des Knaben geweckt und gefördert. Die Natur zuerst hatte die Ahnung, die Verehrung des Göttlichen in mir geweckt: — die Pracht des winterlichen Sternenhimmels, das Erwachen des Frühlings, die Großartigkeit unserer Gebirgswelt, welche ich vom fünften Jahr an jeden August bis October zuerst am Tegernsee, dann aber auf der poesie-umflutheten Frauen-Insel des Chiemsees, später bei sehr zahlreichen Bergbesteigungen — mit Uebernachten in den Sennhütten und wunderbaren Sonnen-Auf- und -Untergängen — kennen lernte.

Ich weiß, daß ich im hohen Gras meines Gartens stundenlang in den blauen Sommerhimmel hinauf schaute, immer heißer steigernd die Sehnsucht, Gott

von Angesicht zu schauen, bis ich zuletzt glaubte, nun müsse sich der Himmel öffnen. Und als einmal, während ich in solcher Verzückung betete und träumte, plötzlich hoch über mir von Norden her ein gewaltiges Schwingenpar, hell wie Silber glänzend und blitzend im Sonnenschein, daherrauschte, — da glaubte ich wirklich, ein Erzengel fliege heran, von Gott gesendet, mich zu ihm zu tragen. Es war ein aus dem Park zu Biederstein entflogener Schwan. — Mein Vertrauen auf die Kraft des Gebetes war so stark, daß ich außer dem täglichen dreimaligen Gebet bei jedem mich stärker bewegenden Anlaß: bei leichtem Unwohlsein der Aeltern, eines Freundes, ja auch etwa eines Rothkehlchens, oder deßgleichen vor einer schweren Mathematikscription oder falls ich einen besonders geliebten Pfeil verschossen hatte, ohne Weiteres auf den lieben Gott mit meinem Gebet eindrang.

Diese Frömmigkeit wurde auch lange Zeit nicht verstört durch den — Religionsunterricht.

Leider muß ich mich so ausdrücken: es geschieht ohne Spott, aus Ingrimm.

Denn dieser Unterricht war ganz dazu angethan, durch Formelkram und Auswendiglernerei das echte religiöse Gefühl zu ersticken. Ich erinnere mich genau, daß es zuerst gewisse Geschichten aus dem alten Testamente waren, die mich stutzig machten: die von Gott befohlene Unterschlagung („Hinterziehung", k. und k. österreichisch-ungarisch) des ägyptischen Silbergeschirrs, die Erstgeburt- und Vater-Segen-Erschwindelung, die Rachsucht des kahlköpfigen Propheten an den semitischen Max und Moritz Buben und Aehnliches. Aber unangetastet von allen Zweifeln blieb mir noch lange Zeit das neue Testament und die in ihrer rührenden Sanftmuth erschütternde Gestalt Christi, — obwohl sich in mir wie in jenem Chlodovech die germanische Kampffreude grimmig regte, wenn die wenig waffenfrohen Jünger schliefen und bei der Verhaftung ihres Gefolgsherrn nur Einer das Schwert zog. Ich habe

später an Sanct Petrus (und zumal dessen Nachfolgern) nicht immer Alles erfreulich finden können: — aber um jenes Schwerthiebs willen hab ich ihm Viel nachgesehen.

Jedoch allmälig kam der Zweifel, der grundsätzliche.

Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen: ich möchte um keinen Preis Leser, zumal Leserinnen, im etwaigen Wanken bestärken, die noch den Ankergrund des Glaubens nicht ganz verloren haben: könnte ich ihnen doch — hier — keinerlei Ersatz bieten. Und die Qualen des sich zergrübelnden Geistes, die Kämpfe des ringenden Gewissens, in welche ich schon als zwölfjähriger Knabe verstrickt wurde, möchte ich jedem und jeder erspart wissen. Bei meiner fast schwärmerischen Frömmigkeit, bei der glühenden Seelensehnsucht nach Gott erschien mir der immer wieder sich aufdrängende Zweifel als schwere Sünde, die ich unter heißen Thränen — Nachts im Garten auf dem

Rasen knieend und zum Sternenhimmel empor=stöhnend — bereute, um sie alsbald — wieder begehen zu müssen. Ja, zu müssen. Denn wahrlich nicht aus Leichtfertigkeit, etwa gar, um die Furcht vor dem Rächer der Sünde abzustreifen, nur aus innerster Nothwendigkeit des schwer ringenden Gedankens heraus, unter unschilderbaren Qualen, fühlte ich mich immer weiter abgedrängt von jenen poesiereichen, beruhigenden Vorstellungen, welche lange mir ein wahrhaft himmlisches Gefühl der Gottes=Kindschaft gewährt hatten.

Ich deute hier nur einige der stärksten Zweifels=gründe an: die Erschaffung der Menschen trotz der Voraussicht des unvermeidlichen Sünden=Falles, die Opferung des sündenlosen Sohnes für die sündige Menschheit — zumal aber die Zumuthung, meine eigenste Schuld durch den Tod eines Schuldlosen als gesühnt anzusehen, — das unaufhörliche Leiden der sich selbst zerfleischenden Thierwelt, welches mir mein Garten stündlich vor Augen stellte (all das

durch Eva's Apfelbiß herbeigeführt!): — das waren die Anfänge. Aber dazu trat, jemehr ich von Weltgeschichte und von der Lebensgeschichte Einzelner erfuhr, der zermalmende Eindruck des *schuldlosen Unterganges* so vieler Völker und Helden, das unverschuldete Leiden und Erliegen des Edeln, Zarten, Schönen gegenüber dem Schlechten, Bösen, Roh-Gemeinen. Ich war noch nicht zwölf Jahre alt, als mich der Untergang des Heldenkönigs *Teja* und seiner Gothen am Vesuv mit traurigen, schmerzvollen Zweifelfragen erfüllte. Den Sommernachmittag hindurch vertheidigte ich selbst als König Teja, im Adlerhelm und mit der langschaftigen Streitaxt und dem schwer zerhackten Schild, den Engpaß am Milchberg — die Schmalpforte der Kegelbahn — mit grimmen Hieben gegen die speertragenden Leibwächter des Narses — den Zenger- und den Monten-Gustel: — waren sie aber fort, die lauten, fröhlichen Gesellen, und schwebte mit der versinkenden Sonne der Schatten jenes wehmuthvollen

Todesgefühles in meine Seele, wie auf den nun in Dämmerdunkel getauchten Garten, — dann legte ich Helm und Schild und Axt von mir und warf mich in tiefstem Weh in das dichte Gras und schluchzte zu den Sternen hinauf: „Warum? Warum, o gerechter Gott, wenn du da droben waltest, warum mußte vor Verrath und Tücke König Teja fallen und sein Volk?“

Als nun aber — freilich nur in meinem heißen Kopf, nicht als Lehrfach in der Schule — vergleichende Religionsgeschichte anfing, als ich sah, wie die Religionen alle den Ausdruck ihres Volkscharakters oder ihrer Culturstufe an sich trugen, wie sie alle die gleichen Wunder ihrer Götter oder Propheten oder Stifter oder Heiligen als Beweise für ihre ausschließende Wahrheit anführten, wie der fromme Jude unter Titus so überzeugungsfreudig für seinen allein richtigen Glauben in den Tod gegangen war, wie der Christ unter Diokletian oder der Sachse unter dem blutigen Karl oder der Saracene gegen

den Kreuzfahrer, da vollzogen sich — wider meinen ankämpfenden Willen, wider das zuckende Herz — Schlußfolgerungen, die ich bitter beklagte, aber nicht abwehren konnte mit Schild und mit Streitaxt.

Gott, Freiheit, Unsterblichkeit: — nur diese drei letzten Kleinode noch hatte ich aus dem einst so reichen Schatze meines Glaubens gerettet, als ich — gleichzeitig — in die Präparandenschule für die Confirmation und in den Religionsunterricht Luthardt's eintrat.

Da ergab sich nun ein klaffender Widerspruch.

Meine Aeltern hatten es sehr wohl gemeint, als sie meine Confirmation weit über die sonst übliche Altersstufe hinaus schoben: ich sollte vollreif sein für diese Eindrücke, und daß ich etwa nur zu reif dafür werden möchte, war bei meinem so glühenden und innigen religiösen Gefühl nicht zu besorgen. Die ersten aufsteigenden Zweifel und die darauffolgenden Kämpfe hatte ich den Aeltern mit begreiflicher Scheu sorgfältig verborgen: nur Julius Greiß

und Heinrich Engert, beide in ähnlichen Wandlungen begriffen, waren meine Vertrauten.

So kam es, daß ich, der Gymnasiast, über den Präparanden-Unterricht, wie er für meine erheblich (4—6 Jahre) jüngeren, auch wohl minder begabten und minder gebildeten Mitschüler aus der Volks-, der Gewerbe-, der Lateinschule eingerichtet war, weit hinaus gereift war: mit Widerwillen, ja mit Ekel hörte ich zu, wie die verschiedenen Mirakel in gröbst sinnlicher Fassung hier eingebläut und abgefragt wurden: als ich im Anfang durch zweifelnde Fragen meinem Gewissen Luft machen wollte, ward ich barsch zum Schweigen verwiesen — nicht ohne Grund: denn diese Beanstandungen störten das gedankenlose Hinnehmen der jüngern Mitschüler. Als ich aber nun außerhalb der Schule dieselben Fragen an den Lehrer stellte, erklärte dieser zornentbrannt den Anreger und Einblaser solcher Zweifel für den leibhaftigen Satan! Ich mußte lachen: dieser Satan hieß Ernst Luthardt. Aber ich hütete mich,

das zu sagen: es hätte wie eine Denunciation gegen den geliebten Lehrer wirken können, der gerade eine Stunde bevor ich von den in die Säue fahrenden Dämonen hören mußte, mit uns über Sokrates, Platon und die Neuplatoniker in ihrem Verhältniß zu den christlichen Ideen gesprochen und christliche Apologetik getrieben hatte: — freilich schienen mir dabei manchmal seine Widerlegungen schwächer als die von ihm bekämpften Einwände! Der das Jahr darauf folgende Confirmationsunterricht stand geistig nicht viel höher als die glücklich überstandene Präparandenlehre: der Zwiespalt zwischen zweierlei Christenthum: dem ziemlich plumpen der Eiferer und dem vergeistigten Luthardt's, dauerte fort und mußte mich der Kirche mehr und mehr entfremden. Das Beste an dieser zweijährigen Dressur war, daß ich (neben einigen wunderschönen und vielen höchst geschmacklosen Gesangbuchsliedern) einhundert Bibelsprüche auswendig (und citiren) lernen mußte: dadurch ward mein Eifer für die Bibel selbst geweckt,

die ich wiederholt ganz durchlas: — das neue Testament griechisch und deutsch, das alte nur in Luther's Uebersetzung. Ich erbaute mich an der Poesie dieser Lyrik und Epik: aber der Glaube, das alte Testament sei eine Offenbarung desselben Gottes, der, Christi Vater und Christus selbst, das Neue eingehaucht habe, war unwiederbringlich dahin. Manches in dem alten Testament erfüllte mich mit Abneigung gegen ein Volk, welches Solches für göttliche Offenbarung gehalten hatte: und die gleiche Zumuthung an mich — nun, ich lehnte sie ab.

Jetzt aber kam der Tag der Confirmation heran: es war davon die Rede gewesen, ich sollte für alle Confirmanden das Glaubensbekenntniß laut und öffentlich sprechen, während ich nur Gott, Freiheit und Unsterblichkeit bekennen konnte. Jenen Vorschlag abzulenken gelang mir bald. Allein nun sträubte sich in mir die Wahrhaftigkeit gegen das Confirmirtwerden überhaupt. Ich sollte wenigstens

durch stillschweigende Betheiligung, durch das Nehmen des Abendmahls in der Gemeinde den Glauben voraussetzen, daß ich das Bekenntniß theile, welches da einer von uns „für Alle“ ablegte. Das war doch Lüge, Komödie, Heuchelei! Aus diesem Grunde habe ich es nie wieder über mich gebracht, nach jenem ersten Male das Abendmahl zu nehmen, zur Betrübniß meiner Aeltern und Anderer, welche mir sagten: „Du kannst Dir ja dabei denken, was Du willst, gieb nur das gute Beispiel, fasse das ganze als eine nur sittliche, nicht religiöse Weihe.“ Das nenne ich eben Komödie spielen und Mental-reservation treiben, so schlimm wie irgend eine jesuitische: ja, es ist Schändung dessen, was Andern heilig und deßhalb auch mir hoch ehrwürdig ist. — Aber jenes erste Mal? Ich that das Meine: — ohne Wissen der Aeltern, die ich erst so spät wie thunlich betrüben wollte, auch aus traurigen, später zu berührenden Gründen damals schon nicht mehr in Einmüthigkeit heran ziehen konnte —

ging ich zu dem einen der betheiligten Confirmatoren, einem ziemlich fanatischen Herrn, sagte ihm — zu seinem äußersten Entsetzen und Ueberraschen, obwohl er mich ein ganzes Jahr zum freimüthigsten Schüler gehabt! — daß ich an jenes Bekenntniß nicht glauben und daher die Confirmation nicht über mich ergehen lassen könne. Der grimme Mann fuhr mich an und glaubte durch Drohungen — mit Einsperren, Hungern und Schlägen — auf mich wirken zu können. Auf mich mit Schlägen! Der ich von den Aeltern nur einmal Einen Schlag erhalten hatte — und diesen unschuldigerweise, was ich meiner Mutter bis heute nicht ganz verziehen habe. Der ich niemals eine Schulstrafe erhalten hatte, außer als einmal die ganze Classe Hausarrest genoß, weil wir den Zerbrecher eines Fensters nicht nennen wollten: es war natürlich der Zenger-Gustel, jetzt kann das Ausplaudern ihm nicht mehr schaden. — Mich, den König Teja, Friedrich II. von Hohenstaufen, Richard Löwenherz, mit Schlägen zwingen!

Ich drehte ihm den Rücken und ging. Aber nicht nach Hause, sondern zu seinem geistlichen Oberen, dem zweiten Confirmator: dem sagte ich dasselbe, was jenem und auch die Prügeldrohung des Trefflichen.

Der ungleich klügere und gebildetere Vorgesetzte fing es nun ganz anders, viel feiner an als der derbe Polterer unter ihm. Zuerst wollte er mich in aller Geschwindigkeit bekehren: als ich aber den Spieß der Fragen umkehrte und ihn über das Verhältniß des λόγος im Johannesevangelium zu dem neuplatonischen Mysticismus und die Prädestinationslehre der Reformatoren im Verhältniß zur lux interior bei Augustin zur Rede stellte, da erkannte der Einsichtige, daß hier eine Umstülpung meines Geistes in der Eile so wenig durch die landläufige Apologetik wie durch Prügel zu erhoffen stand. Er gab das sofort auf und wirkte nun sehr geschickt auf mich durch Ausmalung des Schmerzes, den ich durch solch' ungeheuerliches Auftreten meinen Aeltern bereiten

würde. Das machte mir tiefen Eindruck und nur unter Thränen brachte ich mein „ich kann aber doch nicht anders“ heraus. Da verdarb er sich, was er gewonnen, indem er mir nun das „Aergerniß“ vorhielt, das durch eine solche Weigerung im „Publicum“ entstehen würde. „Sehen Sie,“ sagte er, „der Name Dahn ist in der Stadt so bekannt. Viele Leute wissen auch, daß Sie dies Jahr confirmirt werden sollen, die Kirche kann nicht wünschen, daß . . .“

Diese weltkluge und äußerliche Betrachtung, wo es sich doch um ein schwer ringendes Gewissen handelte, gab mir sofort die Festigkeit wieder, welche der Gedanke an die Trauer der Aeltern in's Wanken gebracht hatte. „Wenn es nur das ist, dachte ich, was diesen Herren zumeist am Herzen liegt!“

Aber jener entdeckte nicht die sittliche Entrüstung, die in dem jungen Herzen da aufwallte: er fuhr vielmehr fort: „ersparen Sie uns diesen Skandal.

Gehen Sie in Gottes Namen zur Confirmation und nehmen Sie das Abendmahl. Was Sie sich dabei denken, das ist Ihre Sache. Sie glauben ja, wie Sie sagen, an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit."

„So? erwiderte ich. Also das genügt?"

„Ausnahmsweise. In diesem Fall. Es ist das geringere Uebel als jenes Aergerniß in der ganzen Stadt."

„Gut," sprach ich. „Wenn Sie die Schuld der Heuchelei, die in meinem Verschweigen etwa liegen mag, auf sich nehmen: — ich habe nun das Meine gethan. Ich habe mein Gewissen gewahrt und zwar nicht der ganzen Gemeinde, aber Ihnen und dem andern Herrn gesagt, wie ich's meine: — wenn ich auf Grund meiner Ueberzeugungen jene Feier, von Ihnen ermächtigt, mit machen soll, dann will ich's thun, — meinen Aeltern das Weh zu ersparen."

Er willigte ein und so ward ich confirmirt.

Aber meine Achtung vor der protestantischen Kirche war dadurch nicht gestiegen. Die großartige Folgestrenge der katholischen Kirche hat mir immer Bewunderung abgezwungen, auch da, wo ich sie in ihren Ergebnissen bekämpfen mußte.

XVII.

In die Gymnasialzeit, also in mein 12.—16. Jahr, fallen nun noch drei Dinge: meine erste „Liebe“, das früheste Hervorbrechen meiner Dichtung und ein Ereigniß, das den furchtbar ernsten Abschluß dieses Lebens-Abschnitts bilden, und die Verdüsterung der nächsten Jahre meines Lebens bewirken sollte.

Die erste „Liebe“ und die erste „Poesie“ bei mir — beide verdienen in gleich hohem Maß die Gänsefüßlein — fallen der Entstehungszeit nach ganz genau, — zwar nicht auf Stunde und Tag, aber bis auf die Woche zusammen. Das ist wohl auch weder ein Zufall noch ein Wunder, sondern seelisch und natürlich sehr wohl begründet.

Ich stand im vierzehnten Jahre.

Von frühester Kindheit an war die angeborne Einbildungskraft durch die Eindrücke des Schönen in der Natur und in dem älterlichen Hause geweckt, erregt, genährt worden. Dazu trat später das Lesen in Schiller, das Anhören der Rollen der Aeltern wie sie lernten, auch wohl sich von mir überhören ließen, das Zusehen und Zuhören, wie sie wichtige Scenen (Jungfrau und Lionel, Egmont und Klärchen, Max und Thekla, Faust und Gretchen, Don Carlos und Königin) miteinander studirten. Kurz, von Anbeginn waren sie da und wurden genährt, die Einbildungskraft und — damit zusammenhängend — die Gestaltungsfähigkeit und der Gestaltungsdrang, ja die Nothwendigkeit, das von der Einbildung Erschaute darzustellen: — diese leider! in mir mächtigsten Gewalten, welche so unvergleichlich stärker in mir vertreten sind und walten als der ganz gewöhnliche, aber so höchst ersprießliche gesunde, nüchterne, hausbackene Menschenverstand, durch den

allein die Völker und die Einzelnen es äußerlich im Leben „zu etwas bringen", während wir „impulsiven", phantasiereichen, heißblütigen, und dabei leider ach! so weichherzigen, weichfühligen, zart, nur allzu zart besaiteten und übermäßig empfindlichen Naturen so leicht durch unsere — scheinbaren — Vorzüge körperlich, wirthschaftlich, seelisch zu Grunde gerichtet, oder doch in Schmerzen gestürzt werden — meist verschuldete, oft auch unverschuldete, — von denen die beneidenswerthen Verstandesklugen oder Kaltblütigen oder die — allerbeneidenswerthesten! — Dickhäuter — gar keine Ahnung haben. Daß ich bei allen meinen gefährlichen Anlagen noch lebe und — im Ganzen — nicht gescheitert bin, — mehr als Ein Mal war es harscharf daran! — verdanke ich der Gegenströmung gewisser anderer — tüchtiger und tapferer — Kräfte in mir, dem Eindruck eines Schicksalsschlages in der Jugend, ferner ausgezeichneten Lehrern und endlich — der unverdienten Gnade meiner guten Sterne.

Die in mir schlummernde — sagen wir kurz — „Poesie" trat zuerst in jenen Ritterspielen hervor, bei welchen deßhalb so lange verweilt wurde, weil sie bereits den spätern Balladen-, Roman- und Dramen-Dichter in voller Thätigkeit — wenn auch nur mit Bohnen-Stangen! — zeigen. Ich wiederhole übrigens, daß so mächtig später, etwa vom zwölften Jahr an, das Münchener Theater auf meine dichterische Eigenart gewirkt hat, die Aeltern bis dahin in weiser Einsicht mich von diesen Eindrücken fern gehalten hatten: so kam mir z. B. gar niemals der Gedanke, Schauspieler zu werden: Officier wollte ich werden, dann sehr bald Professor, Universitätslehrer der Geschichte oder der Philosophie.

Zu jenen epischen und dramatischen Phantasien im Ritterspiel trat seit dem vierzehnten Jahr die lyrische: von der Seite der Naturlyrik her: dann seit Februar 1848 von der national-patriotisch-politischen, d. h. deutschen, volksthümlichen, statlichen her. (Welche

Ausdrücke für einen Vierzehnjährigen! Und doch sind sie nicht zu vermeiden.)

Es war im Februar 1848, daß ein gar wundersamer Vorfrühling seinen Einzug hielt in das Isarthal, in den englischen Garten, in meinen Garten: warmer Südwind und die Mittagssonne arbeiteten um die Wette daran, das Eis auf dem Hausdach zu schmelzen: überall thaute es, überall traufte es von den Bäumen, von den Häusern herab, das Schneewasser fluthete in allen Rinnsalen dahin, ich kam um zwölf Uhr aus der Classe nach Hause, allein, ohne Weggesellen: der englische Garten vom Prinz Karl Palais an lag im blendenden Mittagsglanz vor mir, der erste Citronenfalter breitete die gelben Flügel im Sonnenschein behaglich aus einander: — ich war singend meiner Straße gezogen, die Kappe in der Hand, die Stirne offen gern dem warmen Hauch des Mittags bietend: — da plötzlich summte ich statt des fremden Liedes eigne Worte, die sich mir aus der Brust unwillkürlich, ungesucht auf die Lippe drängten:

Die Fenster auf, die Thüren weit,
Der Frühling ist erschienen,
Es kam der Fürst der Freudigkeit —
Laßt freudig uns ihm dienen!

O fraget nicht nach Monatszeit,
In Zweifeln bang beklommen,
Wo Sonne kam und Seligkeit,
Da ist der Lenz gekommen!

Es waren meine ersten Verse: der Frühling hatte sie mir eingehaucht in der sonnigen Stunde und Stimmung. Ich fügte nun noch ein par Strophen hinzu: — und am nächsten Tag wieder, und am zweiten und dritten.

Es freute mich, daß mir Rhythmus und Reim so ganz ungesucht kamen, ja so selbstverständlich, so nothwendig, wie Herzschlag und Athmen. Ich schrieb nun das Gekritzel in ein klein Büchlein zusammen, verbarg es aber sorgfältig vor den Aeltern und sagte auch den nächsten Freunden nichts davon. Ich schämte mich gar zu sehr!

Aber ein par Monate später — schon war ein

zweites „Büchel“ vollgeschrieben! — fanden die Aeltern durch Zufall die ganze Reimniß, lasen sie mit Wohlgefallen, und als ich von der Classe nach Hause kam, trugen sie mir — ohne vorgängige Warnung! — meine eignen Verse vor. Ich brach in Thränen aus, vor lauter „Schanirlichkeit“. Doch bald verging mir diese, als die Aeltern nun das Geschriebene — zuerst ohne mein Wissen — auch Beilhack und Kneuttinger mittheilten und diese es lobten, mich in manchen Dingen unterwiesen und ermunterten, jene Gabe zu pflegen. Nun warf sich die Versfreude gar bald auch auf geschichtliche, sagenhafte, epische Stoffe. Es entstand ein Schauspiel: der „Raub der Proserpina“, und Homer regte mich an, mich an ein größeres Heldengedicht zu wagen: ich schrieb ein Epos, „die bezauberte Rose“, in 24 Gesängen und nicht weniger als 5339 Versen: das dicke Ungethüm liegt, wohlerhalten, vor mir in diesem Augenblick. Aber ich werde dafür sorgen, daß es — außer meiner lieben Frau — kein Mensch zu lesen bekommt! Hexameter sind's und zwar recht gute:

das war das Beste an der ganzen Dichterei: denn Hexameter lernte ich durch die fünftausendfache Uebung so rasch und so richtig machen, daß mich fortab in der Classe hierin Keiner mehr übertraf. Die Götter der Hellenen herrschen darin noch auf dem Olympos: — aber die Helden sind deutsche Ritter des XIII. Jahrhunderts und ihre Gegner, denen die bezauberte Rose und die schöne Königsjungfrau entführt werden muß, sind Heiden in Asien.

Daneben wucherten nun Natur-Lyrik und Balladen-Poesie gar üppig auf: (noch sind erhalten etwa zwölf enggeschriebene Gedichtbüchlein aus den Jahren 1848—1856: 1857 erschien bereits die erste Sammlung meiner „Gedichte").

Da flog die Kunde von der Februarrevolution zu Paris über den Rhein, bald loderten in ganz Deutschland die Erhebungen empor, auch in München: überall standen die Gebildeten — mit wenigen Ausnahmen — auf Seite der freiheitlichen Bewegung: auch die Münchener, gerade die Künstler besonders, die

König Ludwig persönlich so begeistert in Dank ergeben waren, erhoben sich gegen das Ministerium des im äußersten Maß ultramontanen Herrn von Abel: — auch meine Aeltern, dem König in langjähriger Freundschaft verbunden, standen mit allen Wünschen auf der Seite der Freiheit: — davon später in anderem Zusammenhang! Hier ist nur einzuschalten, daß vom Februar 48 an, wie schon bisher in den Ritterspielen, so nun auch in meiner „Dichtung" hervorbrach die Begeisterung für das Deutsche, für das herzustellende Reich, für einen deutschen Kaiser, für die Bekämpfung der äußeren Feinde (— damals waren das aber die Russen, der „Kosaken-Czar" mit der Knute — für die Franzosen schwärmten wir alle miteinander —), für die Erringung der „Freiheit": den Fürsten Metternich verbrannten wir („stroh-schaffen") auf einem prachtvollen Scheiterhaufen, vor der Kegelbahn, so gründlich, daß diese Ritterburg selbst Feuer fing und nur mit Mühe durch Jakob mittelst der Gartenspritze, von dem

Springbrunnen her, gelöscht ward. Nun entstanden massenhaft „Freiheitslieder", welche sich mehr durch Grobheit des Tones als durch Neuheit der Gedanken oder Manchfaltigkeit des Inhalts auszeichneten: aber das soll öfter vorkommen, auch bei älteren Freiheits-Sängern.

XVIII.

Bevor ich einen neuen Faden in das Gewebe meiner Dichtung schlinge, der ebenfalls in jenem Februar 1848, in jenem für den vierzehnjährigen so bedeutsamen Frühlenz zuerst auftaucht und bis zur Stunde neben Natur und Geschichte, neben Philosophie und neben Germanen- das heißt Heldenthum, darin gar stark hervorleuchtet mit seinem Roth, will ich kurz die Eindrücke einschalten, die ich schon in der Gymnasiastenzeit und in dem Aelternhause von einzelnen Dichtern empfing.

Denn in den reifenden Jahren ward ich nun auch in die Geselligkeit im älterlichen Hause allmälig zugelassen. Ich hebe hier nur kurz hervor die Anspruchlosigkeit und Einfachheit, wie der gesammten Lebensführung, so zumal auch der Gesellschaften, welche in

Süddeutschland als erheblicher Vorzug vor Nord- und Ost-Deutschland sich bis heute erhalten hat: so viel Gewicht auf die „Speisung“ wie in Hamburg, Königsberg, Berlin, Breslau legte und legt man in München und Würzburg nicht (gegen gutes und reichliches Getränk hab' ich immer weniger einzuwenden gehabt!). An den Abenden des „Sonntagsvereins“, zu welchem außer meinen Aeltern unter Anderen die Familien Monten und von Schlichtegroll gehörten, gab es nur ein einzig Gericht.

Nachgerade durfte ich nun also auch zuhören, wenn einheimische und fremde Dichter in unserem Hause ihre Dramen vorlasen: (mein Vater war Regisseur geworden): die Meisten lasen freilich, wie ich schon als Knabe herausfand, so schlecht, daß ich sie gern abgelöst hätte. Vortrefflich allerdings las der Herr Minister Eduard von Schenk, eine vornehme, feine Erscheinung, die mir zuerst im Leben den Eindruck eines vollendeten Weltmanns machte: er gehörte der Schillerschen Schule an: sein „Belisar“, etwas stark rhetorisch und pathetisch,

war doch ein sehr schwungvolles Werk: sein Adolf von Nassau, zumal das Vorspiel: die Königswahl, ergriff mich, als er das Stück vorlas, gewaltig: (nur die Schlacht am Hasenbühel währte mir viel zu kurz und ich wäre dem armen Adolf gegen die Uebermacht der Habsburger so gern mit meinem Sonnenschilde zu Hilfe gesprungen!). Außer dem Herrn von Schenk verkehrten von einheimischen Dichtern viel in dem Hause der zu früh verstorbene Josef Lentner, Franz Trautmann, Franz von Kobell, Hermann (von) Schmidt: wie dieser die Jahrzehnte hindurch genossene Freundschaft und Güte meines Vaters und dessen Bemühungen um seine Schauspiele später dem Sohne mit „Deutscher Treue" vergolten hat: — davon nachher!

Aber auch aus der Ferne kamen gar manche dichterische Zugvögel gestrichen in das Haus an der Königinstraße: zwar an Ferdinand Raymund, dessen gemüthvolles Wesen mir so warm gepriesen ward, kann ich mich nicht mehr erinnern: aber deutlich sehe ich noch vor mir den Verfasser des „Waldfräulein",

Freiherrn von Zedlitz, dann den Freiherrn von Maltitz, den kleinen Baron von Kleesheim, der in österreichischer Mundart dichtete; später den scharfen Charakterkopf Heinrich Laube's, der mit meinem Vater schon von Breslau her befreundet war; er las Monaldeschi und Struensee vor: seine Stimme schnarrte wie die eines alten vom vielen Commandiren und Schelten verheiserten Majors: aber er gefiel mir ganz ausnehmend in seiner knorrigen Wahrhaftigkeit; ferner Karl Gutzkow, der den Uriel Acosta vorlas: er d. h. Gutzkow mißfiel mir stark: seine Unschönheit ward freilich noch weit von der unbeschreiblichen Affenähnlichkeit des „Humoristen"(!) Saphir übertroffen (dem gegenüber ein mitreisender Student einmal nicht mit Unrecht bezweifelte, ob das überhaupt ein Gesicht sei!): die nicht sehr säuberliche Erscheinung und das Ueberreizte, Erhitzte und doch nicht Kräftige seines Wesens verbreitete Unbehaglichkeit: ich habe mich auch mit seinen Werken nie befreunden können, zumal nicht mit dem durch und durch unwahren Uriel (der — in der ersten

Bearbeitung — aus Versehen seine Geliebte erschießt, während er deren Bräutigam morden will! Ein sauberer Widerrufs-Philosoph, Meuchelheld und schlechter Pistolenschütz! Ein Zufall, ein Fehlschuß als dramatischer Abschluß!), aber auch nicht mit seinen ebenso langweiligen als langen Romanen: sein später zu erörterndes Betragen gegen Scheffel ist überhaupt nur zu begreifen unter der Annahme, der Neid auf Andrer Erfolge habe den Unglücklichen damals schon zurechnungsunfähig gemacht. Davon unten! Dabei bemerke ich aber dankbar und begeistert, daß wir Gutzkow in unserer lustspielarmen deutschen Literatur ein wahrhaft classisches Lustspiel verdanken, das ausgezeichnete Kunstwerk „Zopf und Schwert", welches neben „Minna von Barnhelm", dem „zerbrochenen Krug" und den „Journalisten" unsterblich ist: — quos paucitas nobilitat, würde Tacitus sagen.

Später trat auch Gustav Freytag über unsere Schwelle: er las seine „Valentine", in welchem Stück dann meine Aeltern die Hauptrollen spielten.

Mit Ausnahme des prächtigen Laube, der viel mit mir scherzte, und des Herrn von Schenk, dessen „Richtung“ die mir meist verwandte war, und der vortrefflich las (was zumal von Gutzkow nicht gerühmt werden konnte!), machten übrigens all' diese Herren nicht allzutiefen Eindruck auf mich: ich war doch noch zu jung, eine „Valentine“ voll zu würdigen. Es war mir all' das nicht „poetisch“ genug. Ja, wenn Freytag damals mir „Ingo“ hätte vorlesen können, diese (neben den herrlichen Fabiern) von einer gewissen Presse meist verhöhnte und doch so hoch stehende Dichtung: — wir hätten ihn sofort zum Ehrenritter unserer Ritterspiele ernannt.

XIX.

Kehren wir nun aber in den Februar 1848 zurück: er brachte wie den „Völkerfrühling“ so mir den ersten Liederfrühling und die erste „Liebe“.

Es war wie schon oben bemerkt ein ganz besonders warmer, sonnenheller Vorfrühling in jenem Jahr.

Da ging ich, etwa vierzehn Tage nach jenem ersten Verse-Gestammel, eines Nachmittags um vier Uhr aus der Classe nach Hause: ich war in hoch gehobener Stimmung, wie kaum je zuvor.

Es war Geschichtsstunde gewesen, die „Scription“ war „herausgekommen“: „der Erste, ohne Fehler: Dahn; der Zweite, anderthalb Fehler: Greiß.“ Das war ein Sieg, über den theueren, viel fleißigeren

Freund, wie er mir selten gelang. Der geliebte Lehrer Luthardt hatte mich warm gelobt für die „Scription“, dann aufgerufen in der Geschichte des Staufers Friedrich II., eines meiner liebsten Helden: — ich habe dieser Liebe noch kürzlich in den „Kreuzfahrern“ Ausdruck gegeben! — ich wußte Alles am Schnürchen zu erzählen und trieb, aus dem gelobten Lande heimgekehrt, die Schlüsselsoldaten aus meinen, das heißt eigentlich aus den staufischen Erblanden mit lebhaftem Vergnügen vor mir her: auch für diese Stunde war ich gelobt worden.

Am Mittag hatte das Münchener Tageblatt (die „Neuesten Nachrichten“ von Julius Knorr entstanden erst später) die Nachricht von irgend einem Erfolg oder von einem „schönen Zug“ der sehr verehrten Pariser gebracht: ich hatte auf dem Weg in die Classe wieder ein par Frühlingsverse gemacht, die mir nicht übel schienen: und jetzt um 4¼, wie ich, unbegleitet, die Schönfeldstraße — auf deren Südseite — herab auf die Königinstraße zu ging,

umfluthete mich gar hold die träumerische Abend=dämmerung des Vorfrühlings: der laue Föhn wehte von den Bergen her in beseligender Wärme: der West=himmel, über der Ludwigsstraße hinter mir, strahlte im Roth und Gold des Sonnenuntergangs und warf den lichten Widerschein auf die Bäume und Büsche des nahen englischen Gartens vor mir, von dem mich nur noch eines Hauses Länge trennte: aus den Ge=sträuchen hallte bereits der Schlag eines Finken, der im Hofgarten überwintert hatte, und hoch herab aus dem noch ganz kahlen Wipfel der Ulme scholl feierlich, weihevoll, das flötende Abend=Lied der Amsel, welche der sinkenden Sonne nachblickte. Es war Alles so warm, so duftig, so schön um mich her. Ein wohliges Gefühl von Kraft, von Gesundheit, von Erfolg durch=drang mich: es ward mir zu heiß, ich öffnete die Jacke über der jungen Brust und athmete voll und tief die milde, wonnige Luft ein. Da stand auf dem Bürgersteig vor dem letzten Hause der Südseite der Schönfeldstraße ein Kind oder ein ganz junges

Mädchen: es sprach in das geöffnete Fenster — das dritte von Osten her — des Erdgeschosses zu einer Dame hinein: es trug ein silbergraues Mäntelein mit doppeltem Kragen, um den Hals geschlungen einen glänzend weißen Schwanenpelz und auf dem Haupt einen schwarzen Filzhut mit weißer Feder; das Kind oder Fräulein — es drehte mir, das Antlitz von dem Hut verborgen, die rechte Seite zu — hatte meinen nahenden Schritt nicht vernommen: so trat ich dicht vor ihrer feinen Gestalt auf die Fahrstraße hinab, ihr auszuweichen: sie drehte sich nun in einer höflichen Bewegung gegen mich und wandte mir voll das Antlitz zu: — da fuhr ich zusammen! Es durchzuckte mich heiß vom Wirbel bis zur Sohle mit einem nie gekannten Gefühl: Schreck, Bestürzung, Verwirrung, Scham, aber auch eine süße Freude, ein Schauer seliger Wonne durchrieselte mich: siedheiß schoß mir das Blut zu Herzen — gerade dies hatte ich nie verspürt! —. Ich konnte nicht weiter: ich riß grüßend die Kappe vom Kopf vor der Fremden, wie

sonst nur vor der Kronprinzessin, und starrte sie an: das Fräulein erwiderte holdselig den Gruß und schwebte an mir vorüber die Straße nach Westen hinauf. Da setzte ich die Kappe wieder auf und rannte geradeaus vor mich hin: nicht nach Hause, nein, in den englischen Garten hinein, lange, lange Zeit. Ich sah nichts mehr als dieses engelschöne Antlitz.

So war denn über den gerade in das fünfzehnte Jahr getretenen Knaben zum ersten Mal ergangen der Schönheit heilige Macht!

Allerdings: schon früher hatte ich schöne Menschen — Männer wie Weiber — so viel lieber gesehen als häßliche und gleichgiltige: ich betraf mich oft mit Staunen dabei, daß ich gar lang, ohne es zu wollen und ohne etwas dabei zu denken, schönen Menschen in das Gesicht gesehen, mit einem Wohlgefühl wie bei dem Anhören holder Melodien. So hatte ich Frau Monten, die zarte Blondine, mit den Vergißmeinnicht-Augen, die prachtvolle hochgewachsene Frau Dr. Karl

Locher, unsere beiden Nachbarstöchter Fräulein Emilie und Therese von Orff, immer gar so gern angesehen, mit dem kaum bewußten leisen Wunsch, über diese schönen Linien der Wangen mit zarter Hand hin zu streichen. Und als Professor Keller aus Zürich, der Pandektist, später mein Lehrer in Berlin, mit Frau und Töchterlein auf ein par Wochen zu uns zu Besuch gekommen war, da fand ich so viel Wohlgefallen an der elbenhaft zierlichen, auffallend hübschen Emma, und zeigte das so deutlich, daß unsere Aeltern — das Mädchen war ein par Jahre älter als ich — uns im Scherz verlobten. Allein ich war ja noch ein Kind gewesen und die Neigung, die mich zu schönen Männern hinzog: z. B. zu dem Herrn Monten, dem Maler Heinlein (jetzt längst beide in der neuen Pinakothek als schwarzer und als rother Landsknecht verewigt), zu meinen Lehrern Kneuttinger, Luthardt, Hutter, war ganz gleicher Art: rein „ästhetisch“, gar nicht „pathologisch“: ja, meinem späteren inniggeliebten Herzensfreund, dem jungen Freiherrn Julius von Freyberg,

der von der Pagerie aus einzelne unserer Gymnasialstunden besuchte, bin ich, ohne daß er es ahnte, damals schon gar oft nachgelaufen, weil er gar so schön und fein und vornehm war. Welch' edler Kern in dieser schönen Schale steckte, — das sollte ich erst nach Jahren erfahren: ich hab' ihn mir gewonnen und bis zur Stunde festgehalten als ein höchstes Kleinod meines Lebens!

Aber der Eindruck der Schönheit „Didosa's" an jenem Februarabend war ein ganz anderer.

Das Kind, ein Jahr jünger als ich, war die Tochter eines hohen Beamten: ich könnte auch den Namen hin schreiben: sie wird durch das Folgende, wie sich zeigen wird, nicht im Mindesten „compromittirt" (dieses verrückte Fremdwort ist hier unersetzbar): ich hatte ihren Namen — mit leiser Aenderung — in das Griechische übertragen: eine gute alte Tante von mir, schwächer in der Sprache Homers als im Strümpfestricken (dankbar gedenk ich der ungezählten Wollsocken, die sie mir verehrte), nannte die

Schöne freilich beharrlich bis an ihr Lebensende „Die Dose!“

Antoinette S..... war wunderbar schön. Pulcherrima Dido-sa! Ich habe seither in zwei und vierzig Jahren kein Mädchen oder Weib gesehen, — mit Einer Ausnahme! — das sie übertroffen hätte an strahlender Schöne.

Die mittelgroße Gestalt war gar fein geformt, das Antlitz mit den langgestreckten edeln Zügen madonnenhaft schön, die Gesichtsfarbe wirklich „wie Milch und Blut“, das dunkelblonde, schon fast hellbraune Haar seidenweich und der Blick dieses leuchtenden, tief dunkelblauen Auges strahlte von Unschuld und Herzensgüte.

Von jenem Februarabend 1818 an bis zum Jahre 1855 war meine Phantasie beherrscht und ausgefüllt von diesem reinen, schönen, edeln Bild.

Es war keine „Leidenschaft“ — mit vierzehn Jahren! — es war auch später nicht echte Liebe: — sonst wäre die Geschichte anders verlaufen, wäre

überhaupt „eine Geschichte“ geworden: es ward aber gar nicht das Geringste daraus als viele, viele tausende von Versen und — wahrlich, hoch anzuschlagen! — für mich ein Zauberschutz der Reinheit.

Es war, wie gesagt, das erste Wunder, das Weibes-Schöne an dem Jüngling gewirkt hat, der gerade aufgehört hatte, ein Kind zu sein.

Und das hat mich nun sieben Jahre erfüllt, beseligt, begeistert und voll befriedigt: — ohne daß ich mit der Geliebten je ein Wort gewechselt, geschweige ihre Hand berührt, ihren rothen Mund geküßt hätte: ich hatte auch gar nie solche Wünsche! Auch später, als das Blut heißer in mir rieselte, — nach Didosa trachtete kein Verlangen. Wie die Himmelskönigin, die hoch über uns auf lichtumsäumten Wolken durch die Himmel schwebt, nach deren Weibesschöne zu begehren sündhafter Frevel wäre, so schwebte dieses strahlend schöne stumme heilige Bild all jene Jahre durch mein Leben hin. Eben darin, daß jede, auch die vollst berechtigte,

gesunde Sinnlichkeit meinem Empfinden fehlte, zeigt sich, daß dieses Empfinden nicht echte Liebe war. Denn was ist die Liebe?

„Liebe ist Leid,
Ist lechzend Verlangen,
Dann göttlichen Glückes
Lodernde Lust:
Oder seeleverzehrendes Sehnen
Und stummes stolzes Sterben:
Aber immer ewig ist die Liebe."

(Das hab' ich aber freilich erst 1887 geschrieben!)

Wiederholt hätte ich seit dem Jahre 1850 Gelegenheit gehabt, der Angebeteten näher zu treten: auf einem Studentenball im Jahre 1851 hätte ich sie sofort zum Tanze führen können: es fiel mir gar nicht ein! Ich begnügte mich, sie stumm verehrend zu grüßen: es gebrach dem Gefühl für sie alle Leidenschaft und — fast — jede Regung der Sinne. Es war die Schwärmerei für die Schönheit ohne den Wunsch des Besitzes. Die Geliebte war ein „Ideal", in das ich alle Mädchen- und Weibes-Vollkommenheit



hinein dichtete, das ich in vielen hunderten, nein, tausenden von Gedichten feierte, ohne die Neugier, wie sie denn nun auch wohl in der Wirklichkeit beschaffen sei? Aber ich hörte damals und später, daß sie in der That ein Geschöpf von ganz außerordentlicher Herzensgüte, Demuth und von jener Weibes-Sanftmuth war, welche ich in meinen Dichtungen so oft verherrlicht und in meinem ganzen Leben (mit Ausnahme einer früh Verstorbenen, wenig Gekannten) nie gefunden habe. — — —

Was aber meine Empfindung an Sinnlichkeit ermangelte, das eignete ihr überreich an Sinnigkeit und Zartheit und geradezu rührender Idealität.

Man wird vielleicht über manchen der nun folgenden Züge lächeln: — ich lächle selbst über gar viele jener zahllosen Gedichte: ich lächle auch darüber, daß mich sieben Jahre eine „Liebe“ ohne Kuß, ja ohne den Wunsch nach einem Kuß ausfüllen konnte. Aber heilig bleibt mir für und für jenes schöne Traum-Bild! Ich verdanke dieser Schwärmerei nicht nur

dichterische Anregung in reichstem Maß, ich verdanke ihr unvergleichlich Werthvolleres. Jene erste „ideale" Liebe hat all' meinen spätern Neigungen, hat meiner ganzen Auffassung vom Weib und vom Verhältniß der Geschlechter den idealen Stempel aufgedrückt: — oder freilich richtiger gesagt: schon in jener Jugendschwärmerei lebte sich diese meine idealistische Eigenart dar: und wenn auch (Freia und Frigga sei Dank!) meine späteren Neigungen (glücklicherweise!) nicht so ätherisch und so erfolglos geblieben sind —, es war doch immer der ideale Hauch jener Frauenvergötterung darüber hin gebreitet. Endlich aber: jene ideale Liebe und die Treuepflicht (die ich mir rein einbildete!) haben mich wie ein Zauberschild wider alle Versuchungen geschirmt, die in der Folge an mich — wie an jeden Jüngling — herantraten und die bei dem Uebermaß meiner Einbildungskraft und einem nichts weniger als kühlen Temperament recht sehr gefährlich hätten werden können: wenn ich in meine Ehe getreten bin so rein und unberührt wie eine Jungfrau,

wenn ich mir die Phantasie und die Erinnerung unbefleckt erhalten hatte und habe —, ich verdanke das und die ideale Weihe auch all' meiner späteren heißen Liebespoesie dem schönen Kinde, der stummen Heiligen, die ich nie geküßt: Dank und Segen immerdar über „Didosa!“

XX.

Sofort in den nächsten Tagen hatte ich Alles herausgebracht! Alles, was ich wissen mußte, um sie täglich, ja viermal im Tage zu sehen.

Jenes Haus an der Schönfeldstraße gehörte ihrem Vater, sie hatte viele ebenfalls schöne Schwestern, einen jüngeren Bruder. Aber die Hauptsache war: mit preiswürdigster Regelmäßigkeit ging sie jeden Morgen um 7³/₄ aus dem Hause, von ihrem Vater, der — obwohl ein sehr hoher Beamter — Punkt 8 in seinem Amtszimmer erschien, einem gar stattlichen, vornehm schönen Herrn, begleitet, durch die Arkaden des Hofgartens in das Neumeyrsche Institut in dem Eckhaus der Galerie- und der Ludwigsstraße.

Schlag zwölf Uhr kam sie zurück: um 1 3/4 ging sie wieder hinein: um fünf Uhr kehrte sie nach Hause, auf diesen letzten drei Gängen von einer Bonne begleitet. Wie erfreulich war diese dem Wandel der Gestirne vergleichbare Vorberechenbarkeit! Sechs Jahre hindurch — vier Gymnasialjahre und zwei Universitätsjahre — hab' ich sie nun jeden Werktag und zwar an den allermeisten viermal — nur Mittwochs und Sonnabends blos Vormittags — auf diesem Weg in ihr Institut gesehen und gegrüßt: mit unaussprechlicher Wonne wirklich „von ihrem Gruß beglückt“. Um 8 und um 2 mußte ich ja auch zur Schule, manchmal auch, wie sie, um 12 und um 5 zurück: — dann galt es freilich fürchterlich laufen, von der Herzogsspitalgasse in die Arkaden, um sie noch rechtzeitig zu erwischen! An den andern Tagen entschlüpfte ich dem Hause, wenn um 10 oder um 11 oder um 4 Uhr von der Classe gekommen, unvermerkt oder unter irgend einem Vorwand und rannte die par Minuten von unserem Hause bis zum

Hofgarten. Als Student aber hatte ich ebenfalls von 8—12 Vorlesungen und zwei Halbjahre von 2—4. An Sonntagen ging sie um $9^3/_4$ in die protestantische Kirche — natürlich auch ich, wenigstens an dieselbe! — So habe ich sie denn (nach einer mäßigen Berechnung) vom März 1818 bis October 1852, da ich nach Berlin ging, etwa 2772 mal gegrüßt: nämlich die Woche $(4 \times 4) + (2 \times 2) + 1$ mal $= 21$, den Monat $4 \times 21 = 84$ mal, das Jahr $12 \times 84 = 1008$ mal, vier Jahre $= 4 \times 1008 = 4032$, + zehn Monate (März bis Ende December 1848) $= 10 \times 84 = 840$: $4032 + 840 = 4872 - 3$ Monate Ferien und Krankheit $= 3 \times 84 = 252 \times 5$ Jahre $252 \times 5 = 1260$; $4032 - 1260 = 2772$!

Nun werfen wohl kluge Aeltern, welche das lesen, die erstaunte Frage auf, ob ein junger Mensch ein junges stets begleitetes Mädchen 2772 mal grüßen kann, ohne daß die betroffenen Aeltern hiervon etwas erfahren? Gewiß erfuhren sie es! Zumal Didosa's Vater, der, wie nach Obigem unschwer auszurechnen

ist, genau 792 mal mit gegrüßt wurde: nämlich
$21 : 2772 = 6 : x$

$$\frac{2772}{21} = \frac{x}{6}$$

$$21 \mid 16632 \mid = 792.$$

Und zwar gleich von Ende Februar 1848 an mußte es ihm doch auffallen, daß ich sechsmal in der Woche bereits in den Arkaden auf und ab ging, wenn er um $7^3/_4$ mit seiner Tochter den Prinz Karls Berg hinan stieg, ehrfurchtsvoll beide grüßte, sobald sie durch die schmale Oeffnung eintraten, und dann wie ein Pfeil davonschoß, nicht zu spät in die Classe zu kommen: aber im Winter, wenn sie die im Hofgarten zurückgebliebenen Finken mit „Pignoli" fütterten und Antoinette so anmuthig die Hand emporhielt, aus der die glücklichen Vögelein die weißen Kerne holten, war es oft schwer sich rechtzeitig los zu reißen von der Belauschung aus der Ferne.

Also die „beiderseitigen" Aeltern merkten gar bald meinen „Zustand" (Didosa hatte keinen, wie sich alsbald

zeigen wird): las ich doch auch daheim ganz unbefangen alle meine ungezählten Verse zu ihrer Verherrlichung vor, welche das schöne in der ganzen Nachbarschaft wohl bekannte Mädchen so genau abmalten, daß über das Urbild kein Zweifel bestehen konnte.

Was thaten nun die beiderseitigen Aeltern? Das ausgesucht Klügste, was sie thun konnten: nämlich gar nichts!

In schönem Vertrauen auf mein Zartgefühl, meine gute Sitten und meine Idealität ließen sie mich ruhig gewähren. Das ist besonders dem Vater des Mädchens hoch anzurechnen, der mich ja doch nicht so gut wie meine Aeltern kannte, dem die täglich viermalige Anbetung seiner Tochter doch füglich hätte zu viel werden mögen. Er blieb aber immer gleichmäßig freundlich und gütig gegen mich, und sprach sich bei meinen Lehrern, von denen er Einzelne kannte, und wohl auch Erkundigungen über mich einzog, wie ich durch Zufall erfuhr, wiederholt gar günstig aus. Das Gewährenlassen

war weise: es hielt die sich in Gedichten und andern poetischen Huldigungen unschädlich verpuffende Neigung von allen Ueberschreitungen ab. Unbedenklich wäre eine Hemmung nicht gewesen: als einmal von meinem Vater — auf Grund eines dummen Klatsches — noch ganz von Ferne her ein Verbot jener täglichen Begrüßung mir drohte, gerieth ich in solche Aufregung, in solche Verzweiflung, — ich war nun sechzehn Jahre — daß Freund Julius Greiß, der mich überraschend darin traf (— er und Engert waren meine einzigen Vertrauten —), mit Entsetzen mir die bereits geladene Pistole entwand und erst zurück gab, als er, nach langem Zwiegespräch mit meinem Vater, diesen bewogen hatte, wie bisher vertrausam die Dinge ihren harmlosen Lauf nehmen zu lassen.

Und es war doch ein recht glücklicher Zufall, daß auch von jeder anderen Seite Störungen, Eingriffe ausblieben. Denn so wenig Sinnlichkeit in meiner Neigung steckte: — sie fehlte dem doch nicht ganz,

wie ich — zu meinem eigenen Staunen — an einer nie gekannten Regung plötzlich wahrnahm: an grimmiger Eifersucht, welche — allerdings war ich damals schon siebzehn Jahre und Universitätsstudent — beinahe zu blutiger That geführt hätte. Ich bildete mir ein, ein etwas älterer Student, den ich bei einer Frohnleichnamsprocession der Angebeteten gar eifrig den Hof machen sah (ich stand in der Dienerstraße in einem Hausgang verborgen und starrte zwei Stunden lang in das gegenüber liegende Fenster, von welchem aus sie die Procession mit ansah), werde von ihr mit zu freundlichen Mienen angehört. Nie gekannte Wuth glühte in mir auf. Ich beschloß, den Verhaßten auf Tod und Leben zu fordern. Ich schoß den Vogel im Flug, ich war der beste Degenfechter: — ich wäre mit Herrn X. sehr geschwind fertig geworden.

Zum Glück erfuhr ich am nächsten Tag aus einer alsbald zu erwähnenden Quelle, daß ich mich völlig getäuscht und daß meine Heilige sich über die Zudringlichkeit des Menschen bitter beklagt habe.

Vielleicht hätte ein Einschreiten auch von Didosa's Aeltern gerade die Wirkung gehabt, in dem Mädchen die fast völlige Gleichgültigkeit mir gegenüber durch Mitleid und den Wahn der Verunrechtung in eine wärmere Stimmung zu verwandeln.

Woher ich diese Gleichgültigkeit kenne? Aus Didosa's eigenem Mund erfuhr ich sie. Aber freilich erst nach zwanzig Jahren!

Als ich im Herbst 1872 in lebenentscheidendem Entschluß Würzburg und alles Dortige aufgab und an die Reußenmark nach „Thule“ d. h. nach Königsberg ging, traf ich durch Zufall auf der Reise in Leipzig im Haus ihres Stiefbruders die Jugendgeliebte. Das Fräulein war, obwohl damals sieben und dreißig Jahre alt, immer noch schön; sie hatte nicht geheirathet. Jetzt suchte ich die früher stets gemiedene Gelegenheit, sie allein zu sprechen: ich hörte nun ihre Stimme zum ersten Mal! Ganz unbefangen redeten wir über jene so weit zurückliegende Zeit und meine Huldigungen. Sie erklärte, sie habe niemals im

Leben für irgend einen Mann irgend welche Neigung, auch nur mit leisester Regung verspürt, obwohl selbstverständlich das bildschöne Geschöpf aus hervorragender Familie viel umworben war.

„Auch Sie", sagte sie mit dem sanften Lächeln einer Heiligen, „habe ich nie geliebt, wenn es mir auch ganz wohl gefiel und recht angenehm war, daß Sie mir in so rührender Treue und so zarter Feinheit huldigten mit Ihren Grüßen, Rosen und Gedichten."

Ich küßte ihr in tiefer Bewegung die Hand: — dem schönen Schutzgeist meiner Jugend! — wir schieden als gute Freunde: ich habe sie in diesen achtzehn Jahren nicht wieder gesehen.

Rosen und Gedichte? Ja, denn es blieb doch nicht bei jener stummen täglich viermaligen „Andacht zum Gruße".

Ich richtete nämlich gleich nach der ersten Begegnung an jenem Februarabend einen förmlichen Didosa-Cult in meiner Seele, in meinem Zimmer, in meinem Garten ein.

Kein Tag verging — Jahre lang! — an dem nicht wenigstens eine Vierzeile an sie entstanden wäre: viele Schreib-Bändchen füllen diese Didosalieder, manche sind in die „erste Sammlung“ aufgenommen worden: z. B. das für die schöne Heilige und meinen Heiligen-Dienst bezeichnende:

„Du bist die Herrlichste von Allen,
So sonder Falsch, so schön und rein:
Ein Stern, vom Himmel frisch gefallen,
Er könnte selbst nicht schöner sein.

Du bist ein stilles, traumverklärtes
Gemüth, von Kindersinn beseelt,
Und das Bewußtsein deines Werthes
Die einz'ge Tugend, die dir fehlt!“

Außerdem betete ich gar fromm und inbrünstig für sie jeden Morgen bei'm Erwachen und Nachts vor dem Einschlafen. Julius, der kundige Zeichner, hatte ein kleines Bild von ihr entworfen: das stand, in dem Uhrhalter versteckt, stets vor mir auf dem Schreib-Tisch: — die Uhr mußte ich vor Augen haben, um die Begegnung um 2 und um 5 nicht zu

verpassen! Als aber der Garten schneefrei ward und die ersten Blumen sproßten, da erbaute ich im dichtesten Gebüsch hinten an der Westplanke, wohin kein Erwachsener, auch Jakob nicht, drang, aus Ziegelsteinen meiner Heiligen einen niedlichen Altar, im tiefsten Buschgenist versteckt, brachte darauf in Abkürzungen die lateinische Inschrift an: »Genio Didosae sacrum« und ließ keinen Tag vergehen, ohne in erster Morgenfrühe ihr eine Blume auf dem Altar zu opfern.

In dem Sommer 1848 trieb mich die Erregung so gewaltig um, daß in der That meine Gesundheit darunter zu leiden begann: ich konnte fast nicht Schlaf finden. Und sowie ich eingeschlafen war, stand das schöne Geschöpf als Traumbild in allen möglichen geschichtlichen und sagenhaften Gestalten vor mir: als Artemis (nie als Aphrodite!), als Walküre, als Waldfrau, als Wassernixe, als Jungfrau von Orléans, als Thekla, als Iphigenie, als Tasso's Leonore! Ich gedenke einer Juli-Nacht, da ich lange vor Sonnenaufgang mich von dem schlummerlosen Kissen

aufraffte, mich geräuschlos anzog, unvermerkt aus dem Hause gelangte, auf den Monopteros eilte und hier die Morgendämmerung und der Sonne Sieg erwartete: in so schwärmerischer Verzückung, daß ich aus voller Brust — zuletzt schreiend — dem steigenden Lichte begeisterte Verse zurief. Ueberhaupt wählte ich jetzt die allerfrühsten Morgenstunden des Sommers zu dem schwärmerischen Umherwandeln in meinem und in dem englischen Garten: oft war ich schon um drei Uhr im Freien und hastete wohl auch vor ihr nahes Haus, zu dem geschlossnen Fensterladen empor schauend, hinter welchem sie schlief.

Aber Neigung, ob auch knabenhaft, will erkannt sein. Das Versemachen, das Beten, das Blumenopfer im Geheimen genügte mir doch nicht lange: auch nicht der tägliche Gruß, den jeder Bekannte ihr bieten konnte, gleich mir. Ich faßte mir — freilich erst nach langem Kampf — ein Herz, ihr deutlicher als bisher, ihr unmißkennbar meine Huldigung zu zeigen. Ich pflückte — im Juni

war's — die prachtvollste Rose unseres Gartens, flog damit in das Treppenhaus ihres Instituts, wartete ihr Heraufwandeln ab — der Vater ging nur bis zu der Hausthüre mit — eilte ihr entgegen und bot ihr, grüßend — ohne ein Wort — an ihr vorbeischreitend die Blume. O Wonne, o Entzücken: sie nahm sie an mit holdseligem Lächeln: nie war sie so schön gewesen! Das Herz schlug mir zum Zerspringen vor Seligkeit!

Seitdem bot ich ihr gar oft — stets ohne ein Wort zu sprechen oder zu erwarten — die schönste Rose, welche unser rosenstolzer Garten gerade gebracht hatte (zum äußersten Erstaunen des alten Jakob verschwanden sie stets am Morgen des Tages, für welchen er sie für den Tisch meiner Mutter hatte schneiden wollen), und sie nahm sie immer huldvoll an. Aber in jenes Treppenhaus wagte ich mich nie mehr! War ich doch beim Herunterstürmen in einen ganzen Schwarm Institutsmädchen gefahren, die erschrocken wie die Tauben vor dem Sperber auseinander

stoben. Und ich durfte meine Heilige doch nicht „compromittiren“. Lieber sterben!

Es gelang mir nun aber, bei einer etwa ein und zwanzigjährigen ebenfalls sehr hübschen Verwandten der Angebeteten geheime Zustimmung zu meiner ja wahrlich recht ungefährlichen Neigung zu finden: und wenn nun diese oder eine von ihr in's Vertrauen gezogene Bonne Didosa begleitete, dann wagte ich mich mit meinem Blumenopfer an sie heran; das aufrichtige und harmlose Kind zeigte sie bewundernd jedesmal der Mutter — und diese hatte nichts dagegen.

Aber nun blieb es nicht bei den stummen Rosen! Nun sollte sie doch auch die schwärmerischen Verse kennen, welche ich Tag für Tag zu ihrer Verherrlichung hervor sprudelte: und nach einigem Bitten gelang es, die Begleiterinnen zur Uebermittlung auch dieser kleinen Zettel zu bringen: lieber Gott! sie waren so fromm und leidenschaftslos, — gewiß hat die Mutter sie auch zu lesen bekommen.

Inzwischen war aber aus dem vierzehnjährigen Knaben ein achtzehnjähriger Jüngling geworden: ich hatte mittlerweile, bei planmäßigem Studium der Literaturgeschichten, sehr, sehr viele Liebeslieder, Liebesdramen, Liebesromane deutscher, englischer, französischer, italienischer Sprache gelesen: meine Einbildungskraft bewegte sich nicht mehr in der Form von Gebeten: mein Blut ward heißer und ganz gewiß wäre entweder diese bisher fast leidenschaftlose Schwärmerei zu wilder Leidenschaft empor geflammt, oder sie wäre wirklicher Liebe zu einer Andern gewichen, wäre ich nicht im Herbst 1852 von München weg auf ein ganzes Jahr an die Universität Berlin gezogen. Dadurch wurde eine Entscheidung in obigem Sinn abgeschnitten.

Ich schied unter heißen Thränen: nicht von der Angebeteten — die ich ja nie sprach! — nur von ihrem Aelternhaus: in regnichter, stürmischer Octobernacht eine Stunde vor der Abfahrt nach Hof-Leipzig drückte ich die heiße Wange an das

Holzgetäfel ihrer Hausthüre und gelobte ihr — die aber keine Ahnung davon hatte! — und mir treu und rein, wie ich scheide, zurückzukehren.

Und auch in Berlin war und blieb das schöne Bild mein rettender, schützender Stern.

Mit diesem letzten Wort abermaligen Dankes nehme ich — äußerlich — Abschied von Didosa. Nicht in der Seele! Denn wie meine ganze Knaben- und frühste Jünglingszeit mir jetzt häufiger als alle späteren Lebensabschnitte im Traum immer wieder aufsteigen, — so auch das reine und schöne Bild der Jugendgeliebten; gar oft und oft sehe ich sie neben ihrem Vater die Arkaden des Hofgartens gegen mich heranwandeln und holdselig grüßen: dann wird mir wohl und frisch um's Herz: aus solchen Träumen erwach' ich wie verjüngt: ist's doch auch die eigene schöne, reine Jugend, die mich daraus grüßt! — — —

XXI.

Leider kann dieser erste Lebensabschnitt nicht schließen mit diesen harmonischen, versöhnenden, wohllautenden Accorden: vielmehr muß er abgerissen werden mit einem schrillen Mißklang: ein düsteres Unheil traf mich, welches für lange Jahre seine finstern Schatten auf meinen Lebensgang geworfen, mir alle Jugendfröhlichkeit genommen, die gesunde, hoffnungsfreudige, naturgemäße Entwicklung zerstört, krankhafte, höchst gefährliche, widernatürliche Dinge in mich hinein geschleudert oder auch bereits in mir schlummernde Keime solcher Art zu verderblichem Emporwuchern getrieben hat: ich meine die Scheidung meiner Aeltern und die Zerstörung meines Heims. —

Ich war noch nicht elf Jahre alt, als ich bereits — mit nicht zu schilderndem Weh — die wachsende Entfremdung der beiden ahnte, fühlte, erkannte.

Lange Zeit erfüllte mich diese Wahrnehmung ledig-
lich mit einem unbestimmten Grauen, mit einer durch
das Herz zuckenden Angst: — ich wußte nicht, vor
welchem Unglück? Seit ich aber einmal auf dem Weg in
die Schule einen Cameraden weinend traf und der mir
auf mein Fragen sagte, seine Aeltern seien auseinander
gegangen auf immerdar, die Kinder seien unter die
Aeltern „vertheilt" worden, seit ich wußte, daß es
dergleichen in der Welt überhaupt gab, — da wußte
ich auch mit dem Ahnungsvermögen des Kinderge-
müthes, was das Ende jener Entfremdung sein werde.
Ich litt unsagbar.

Mit solchem Weh und Grauen mögen die
Götter in Asgardh, nachdem Odhin das letzte Ge-
heimniß ergrübelt und ihnen mitgetheilt hatte, dem
fernher, aber unaufhaltbar heran dämmernden Unter-
gang ihrer selbst und ihrer ganzen Welt entgegen ge-
schaut haben, wie der elfjährige Knabe seither der un-
entrinnbaren Selbstvernichtung seiner ganzen Welt.

Ich leugne gar nicht, daß neben dem Schmerz

um die geliebten Aeltern auch der Jammer um die unabwendbare Zerstörung meines schönen Heims, dieses Künstler-Hauses und Künstler-Lebens, der Verlust meines geliebten Gartens mir schwer auf die Seele fiel. Nicht um das Behäbige: — um das Schöne in diesem ganzen bisherigen Lebwesen war es mir so bitter weh!

Von Stund' an, wachsend von Jahr zu Jahr, mit der immer näher rückenden oder doch von dem Reifenden immer klarer als unvermeidbar erkannten Zerstörung dieser meiner Welt, breiteten sich tief krankhafte, ungesunde, das Mark meines Wesens mit Vergiftung bedrohende Stimmungen, Vorstellungen, ganze Anschauungskreise wie alle frische Sat tödtlich erstickendes Unkraut über meine junge Seele hin. Es war furchtbar!

Jener Zug zur Schwermuth, der, wohl angeboren, schon in dem sechsjährigen Kind hervorgetreten war, — er drang nun allherrschend in den Vordergrund. Gar manches Ungesunde, was der Erziehungskundige, der Jugendkenner, in den vorstehenden Berichten mit Kopfschütteln mag wahrgenommen haben, findet

Erklärung in jener wehevollen Unnatürlichkeit, daß das elf-, ja schon das zehnjährige Kind sich Tag und Nacht mit solchen Unheilsahnungen trug, angstvoll von Tag zu Tag die steigende Entfernung unter den heißgeliebten Aeltern verfolgte, am Ende gar — mit äußerstem Widerstreben und mit bitterstem Herzweh! — zum Vergleichen, zum Abwägen, — zum Urtheilen! — über Vater oder Mutter sich gedrängt sehen sollte. Die widernatürlich frühe Loslösung von dem frommen Glauben der Kindheit erwuchs ganz besonders aus dieser Wurzel: warum erhörte der liebe Gott nicht das verzweifelte Gebet eines jammernden Kindes um die Versöhnung der Aeltern?

Zumal aber der prometheïsche Gedanke: warum muß ich schuldloses Kind leiden und büßen für das, was, wenn nicht die Aeltern, andre Menschen, die Verhältnisse verschuldet haben? Dieser Gedanke: — warum, für fremde Schuld, unschuldig leiden? — er hat den elfjährigen nicht mehr losgelassen: er hat ihn gehetzt und gequält wie ein

auf den Nacken gesprungener Dämon, er hat ihn losgerissen von der Kirche: — ohne daß doch der Knabe damals schon Ersatz in einer Philosophie finden konnte, welche, eindringlicher noch als Spinoza oder Prantl, nur die eignen Lebenskämpfe bringen konnten: den „Trost Odhins", die Entsagung.

Daher auch die — bei aller Poesie — doch widernatürlich frühe, unreife, vielfach krankhafte Liebesschwärmerei des Vierzehnjährigen: die nach Harmonie, nach Schönheit, nach heitrem Wohlgefallen lechzende Seele suchte, was sie zu Hause nicht fand, in einem selbstgeschaffnen Phantom.

Allein die Gefährdung meines innersten Markes ging noch viel weiter.

Nachdem die Welt meiner Kindheit, mein ganzes bisheriges Glück ohne mein Verschulden über meinem Haupte zusammenbrach, verzweifelte ich überhaupt an meinem Glück im Leben!

Finstere Verzweiflung, Verzagtheit, Welt-Furcht, Welt-Flucht ergriffen mich.

Alles im Leben wird dir mißlingen, sagte ich mir in durchweinten Nächten. Wenn das dir wankt, was kann aufrecht bleiben? Du wirst im Kampf des Lebens in jeder Schlacht erliegen. Ohne Glück, ohne Stern, unter einem Unstern wandelnd, vor den Augen der Menschen behaftet mit den Spuren eines Blitzschlags, schreitest du aus dem zertrümmerten Aelternhaus, fortab heimathlos, unter Fremde, unter Augen, die dich mit Mitleid oder vielleicht auch mit Argwohn anblicken. Du magst dein Bestes thun an Fleiß und Ausdauer: — Sieg ist dir doch nie verheißen: nicht der frische Eichkranz, nicht der Lorber, die trauernde Cypresse ziemet deinem Helm. König Teja —: nicht mehr sein Beispiel brauchte ich, um schuldlosen Untergang zu ahnen —: ich selbst war mir ein König Teja geworden, dem das Erliegen vorbestimmt vom Schicksal.

Daher erwartete ich fortab in jeder Scription, in jeder Prüfung, trotz allem Fleiße, zu erliegen: das hat mich noch 1854 und 1856 in die Referendarien- und in die Assessor-Prüfung (preußisch ausgedrückt)

verfolgt. An meiner Begabung verzweifelte ich ganz: mit Neid verglich ich die ruhige, helle Verstandesschärfe von Engert oder Greiß mit meiner unseligen Lebhaftigkeit, mit meiner nie rastenden Phantasie, bei der nichts heraus kam als viele Verse, deren Werthlosigkeit mir bald klar geworden war.

Also: — sichere, unvermeidliche Niederlage im Kampfe des Lebens!

Keine Möglichkeit, den jetzt so viel — wie empörte mich schon das! — und nicht immer grade freundlich genannten Namen Dahn zu hohen Ehren zu bringen: das Erliegen, vorbestimmt durch „Schicksal", durch Mangel an Verstand, durch Ueberfluß an Phantasie, an flammender Leidenschaftlichkeit, an rastloser Lebendigkeit.

Der Sieg — unmöglich!

Aber das Kämpfen — das sollte doch so tapfer, so ruhmvoll werden als nur irgend möglich. „Der Sieg ist des Schicksals — Heldenthum unser": — ich war noch nicht fünfzehn Jahre, als ich diesen Wahlspruch in mein Tagebuch schrieb.

Also: Anspannung aller Kräfte im Lernen, alleräußerstes Maß von Fleiß, alleräußerste Pflichterfüllung nach dieser Seite.

Ich habe vom vierzehnten Jahr an täglich meist mehr als zwölf, sehr oft mehr als vierzehn Stunden gearbeitet, richtiger gesagt mit Ausnahme von sieben Stunden Schlaf und sehr knapper Essenszeit (von allerhöchstens einer halben Stunde) — in Wahrheit den ganzen Tag: — als Gymnasiast, Student und junger Doctor, auch wohl später noch — vor den Prüfungen — gar oft achtzehn und zwanzig Stunden, nur drei bis vier Stunden etwa schlafend. Es war ein Unsinn: denn es gefährdete, es hemmte z. B. mein Wachsthum. Ja, es schädigte dauernd meine Gesundheit: aber ich habe allerdings in jenen Jahrzehnten in Sprachen, Geschichte, Literaturgeschichte, Mythologie und Philosophie eine so breite und tiefe Grundlage allgemeiner Bildung gelegt, wie ich sie nicht gewonnen hätte ohne jenen bis zum krankhaften Unmaß hetzenden Sporn pflichtmäßigen Fleißes.

Wenn aber nun also jene ungesunde Uebertreibung nach der Seite des Lernens hin doch auch vortheilhaft gewirkt hat, so bedrohte diese Ueberspannung nach der sittlichen Seite hin auf das Aeußerste meine ganze Entwicklung.

Der Krankheitsprozeß meiner Seele hatte folgenden Ursprung und Verlauf: ich ahnte mein Erliegen im Lebenskampf mit so fatalistischem Unheilsglauben, wie ich ihn später meinen Lieblingshelden Teja und Odhin in die dunkeln Seelen gelegt habe.

Aber das Erliegen sollte mit möglichsten Ehren geschehen.

Klar erkannte ich: die Gefahr für mich lag in meiner glühenden Einbildungskraft, sodann in meiner „Impulsivität", in meiner Raschblütigkeit, in meiner Lebensfreude (neben aller Schwermuth): später, seit dem 17. Jahre, fügte ich dieser Einsicht bei: „in meiner Leidenschaftlichkeit, in meiner Gier nach Schönheit."

Also: einzige Rettung, um alle jene Versuchungen abzuschneiden, stets das schroffste Gegentheil von dem

thun, was ich am Liebsten thun möchte, wozu die angeborne Natur, wozu jene gefährlichen Neigungen mit aller Kraft drängten: äußerste, mönchische Abtödtung jedes, auch des noch so harmlos, noch so berechtigt scheinenden Wunsches nach Lebensfreude.

Freude ist gefährlich: — sie berauscht. Zurückdämmung der Phantasie durch allerstrengste wissenschaftliche Gedankenzucht, durch Uebermüdung mit massenhaftem Lernstoff, so daß die unseligen Flügel des Pegasus sich gar nicht mehr regen konnten. Nie dem ersten, natürlichen, fröhlichen Antrieb folgen — z. B. ja nicht spazieren gehen, wenn das schönste Frühlingswetter alle Jugendgenossen in's Freie riß, sondern Aristoteles oder Spinoza studiren durch die ganze Frühlingsnacht bis gegen Morgen.

Nie mit lustigen Gesellen trinken, das ist roh, thierisch! Jedem schönen Mädchen, jeder Berührung eines solchen aus dem Wege — zumal auf keinen Ball gehen (die allergrößte Mühe hatte mein Vater, mich mit neunzehn Jahren auf den ersten zu

bringen: — nach einer halben Stunde saß ich schon wieder zu Hause über Hegel): — denn zwar soll Didosa's Bild im Heiligenschein vor allem Uebel schützen: — aber hier liegt doch die allergrößeste Gefahr, nicht nur vermöge der Sinnlichkeit, viel mehr vermöge jener glühenden Phantasie, welche viel weniger den Genuß als die Begeisterung durch Weibes-Schönheit sucht, was aber doch in einer schlimm gefährlichen Nachbarschaft mit der Berauschung in Schönheit liegt.

Also: Pflicht und Arbeit, Arbeit und Pflicht bis zum Umfallen, und wenn zu einem frühen Tod, den ich bestimmt ahnte: — desto besser!

Denn alsdann desto sicherer die Aussicht, zwar ohne Sieg, aber mit unbeflecktem Schild zu fallen.

Mitleidloseste Selbst-Zucht nach jeder Richtung.

So lauteten meine Gelübde, als ich vierzehn Jahre alt war.

Ich habe sie gehalten. Aber Gesundheit der Seele, Frohmuth, ja das ganze Jugend-Leben hab' ich darüber eingebüßt.

Mein Eintritt aus der Schule in das Leben geschah also unter düsterstem Gewölk, unter unheildrohendsten Zeichen: am 26. VIII. 1850 erhielt ich das Zeugniß der Reife für die Hochschule: bald darauf erfolgte die endgültige Scheidung meiner Aeltern, nachdem sie sich schon geraume Zeit vorher thatsächlich getrennt hatten: das Aelternhaus, das schöne Heim der Kindheit lag hinter mir wie blitzgetroffen in Trümmern: — es ward sammt Garten und Hanni verkauft! —

Ich stand, sechzehn Jahre alt, — innerlich — ganz allein in der Welt: — gerade damals (3. VIII. 1850) starb mir mein zärtlich geliebter Julius! — Den Glauben an die Kirchenlehre, auch an jene lange Zeit geretteten drei Ueberbleibsel daraus hatte ich verloren: ebenso den Glauben an mich selbst.

Im Vorgefühle sieglosen traurigen Erliegens, trotz des Reifezeugnisses völlig unreif für die Hochschule, von tiefer Schwermuth beschattet, mit einem von Ueberarbeitung, von kindlichem Schmerz und von

krankhafter Liebesschwärmerei stark angegriffenen Körper, ohne Hoffnung, ohne Freude am Leben, bei jedem Schritt eine Gefahr, eine Versuchung besorgend, nur durch den Glauben an einen frühen Tod wehmüthig getröstet trat ich in die „akademische Freiheit“: stark war an mir nur der Entschluß zu strengster Arbeit und Askese, der Beschluß, nicht ohne rühmliches Ringen zu erliegen und zu sterben: stark also war nur ein obwohl überschwänglicher und irre gehender, doch ganz außerordentlich thatkräftiger, tapfrer Idealismus.

Dieser mein so viel gescholtner Idealismus hat mir tiefe Schmerzen bereitet in meiner überzarten Seele: aber er hat mich schließlich über alle innere Ungesundheit und über alle äußeren Gefährdungen wie auf Adlersschwingen hinweg getragen: er — die härteste Arbeit vor Allem — hat mich gerettet: — damals wie wiederholt in späteren Kämpfen und Gefahren.

Anhang.

Einige in jener Zeit entstandene Gedichte schildern Stimmungen und Vorstellungen des Knaben und Jünglings noch anschaulicher als es die vorstehende Darstellung vermochte. Man vergleiche zum Beispiel zu Seite 137—141.

Herbst.

I.

Was ist das für ein banger Schmerzenshauch,
Der seufzend durch den kühlen Abend weht?
Noch sind die Büsche grün und blühend auch
Die Rose noch, die Sommertochter, steht.

Noch tönt auch hie und da ein Vogelsang,
Der sich der Lust noch nicht begeben will,
Und dennoch athmet's so wehmüthig bang, — —
Wie eine Todesahnung trüb und still.

II.

Die Rose bebt, weil mahnend, schmerzgelind,
Ein frühverstorben Blatt vom Schos ihr fällt,
Der Fink, hört er, wie still die Brüder sind,
Im halben Lied erschrocken inne hält.

Was macht, daß schaudernd deiner Wangen Roth,
Natur, in jähem Schrecken du entfärbst,
Wie ahnend, daß ein Unheil dich bedroht?
'S ist deine Ahnung, Geist des Todes, Herbst!

III.

Jetzt ist die kalte, unheilschwangre Zeit,
Da Abends bang das Haupt die Blumen hängen,
Stets fürchtend, ob die Sommerherrlichkeit
Nicht diese Nacht schon Reif und Frost versengen.

Ihr armen zarten Frühlingskinder, ach!
Müßt rettungslos den sichern Tod erwarten,
Und zögert auch das kalte Ungemach, —
Einmal gewiß erreicht es euren Garten.

So mag auf uns ein Gott bedauernd sehn,
Der weiß, wie sicher und wie unabwendlich
Einst unsre Hoffnung muß zu Grabe gehn,
Die wir geliebt so innig und unendlich!

IV.

Die Blätter fallen, die Nebel lasten,
Die Schwalben sammeln sich, heim zu ziehn,
Drückend die düstern Wolken rasten,
Dann jagen sie fort in gespenstigem Fliehn.

Die Bäume mit den entblätterten Zweigen,
Sie greifen jammernd hinaus in die Luft,
Die Blätter tanzen in wirbelndem Reigen,
Bis sie fallen ermüdet und todt in die Gruft.

Es krankt, als könne sie nimmer genesen
Von unendlichem Weh, die bange Natur:
Es fährt, als sei nie Frühling gewesen,
Der Nordwind über die öde Flur.

Er hat den Ahnen, die fern einst kamen
Vom goldigen Land, da die Sonn' aufgeht,
Der nordischen Wehmuth wundersamen
Düsteren Hauch in die Seelen geweht:

Des schwermüthigen Nordens altes Erbe,
Die Ahnung, daß Himmel und Erde vergeht,
Ja, daß das Göttliche selber sterbe, —
Das ist der Geist, der im Herbstwind weht.

V.

Du kommst — mit deinen düstern, kalten Schauern,
Du kommst — mit Dämmrungen, unheimlich-lang,
Du kommst — mit Winden, die wie Seufzer trauern,
Du kommst — mit Nebeln, wie die Krankheit bang.

Du läßt in dieser Welt dein Recht dir kürzen,
Dein strenges Herrscheramt, vom Frühling nicht,
Den Knoten der Nothwendigkeit zu schürzen
Und was da lebt zu fordern vor Gericht.

Der Tod.

Einst saß ich, ein Kind mit der alten Amme,
Allein in dem öden geräumigen Haus, —
Es brannte spärlich am Herde die Flamme, —
Um die Mauern heulte Novemberbraus.

Durch den Nußbaum fuhr's wie tausend Gespenster,
Der Sturm bog seufzend die Aeste schwank, —
Den kalten Regen schlug er an's Fenster
Und der entblätterten Rebe Gerank.

Aengstlich im Käfig tobte der Zeisig, —
Die Wanduhr stand, — schwer hing das Gewicht, —
Die Ampel erlosch — am Herde der Reisig
Warf in's Gemach ein flackerndes Licht, —

Ich lauschte stille — mit banger Geberde, —
Hielt enge mich fest an der Alten Gewand:
Die betete leis: — da war am Herde
Die Flamme mälich herabgebrannt —

Nun räumte sie weg die verkohlten Brände —
Nur an Einem glomm noch ein Funke roth, —
Und knisterte noch — und erlosch am Ende: —
Da sagte sie: „Kind, sieh, so ist der Tod.“ —

Sie ist selber lang gestorben indessen,
Längst zog von dem alten Hauſ' ich fort:
Doch werd' ich mein Lebtag nimmer vergessen
Die schaurige Stunde, das schaurige Wort.

Auf die schöne Freundschaft, die mich mit meinen jungen Rittern verband, bezogen sich die nachfolgenden Gedichte:

Versöhnlichkeit.

Zu Ruhe gehe keine Nacht,
Wann einer Deiner Lieben grollt:
Wer weiß, ob morgen Ihr erwacht,
Euch auszusöhnen, wie Ihr sollt.

Das Herz, das jetzt so stürmisch pocht
In Trotz und Stolz und hartem Sinn,
Ein über Nacht verglimmter Docht,
Ist morgen schon vielleicht dahin.

Dann giebt nicht wieder Dir der Mund
Erwidernd der Versöhnung Kuß,
Er schloß sich unversöhnet und
Im Aug' erlosch der Thräne Fluß.

Weh! mußt am Sarg Du Dir gestehn,
Gedenkend an sein Angesicht,
Als Du's das letzte Mal gesehen,
Da war's in Lieb' und Friede nicht!

Drum, fühlst Du Abends Grimm und Groll,
Laß drüber hingehn keine Nacht,
Stark ist der Trotz — doch wundervoll,
Viel stärker ist der Liebe Macht.

Zum Freunde geh' und beut die Hand,
Du selbst zuerst, zum Frieden an:
Und sternenwärts Dein Haupt gewandt
Geh' freudig heim zu schlummern dann.

Der Glaube der Freundschaft.

Wenn eines Menschen Seele Du gewonnen,
Und in sein Herz hast tief hineingeschaut,
Und ihn befunden einen klaren Bronnen,
In dessen reiner Fluth der Himmel blaut, —
Laß Deine Zuversicht dann nichts Dir rauben,
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als daß Du grundlos ihm entziehst den Glauben: —
Kein größer Glück als ein vertrauend Herz!
Laß adlermuthig Deine Liebe schweifen,
Bis dicht an die Unmöglichkeit hinan:
Kannst Du des Freundes Thun nicht mehr begreifen,
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an!

Lieben und Verstehn.

Oft, wann mir aufgeht weit die weiche Seele,
Nach Liebe dürstend, wie der Hirsch zum Quelle,
Wie wehe thut's, wenn ich die Freunde zähle,
Daß Keiner ausfüllt ganz die leere Stelle.

Daß keiner ganz von denen, die mich fanden,
Auf meiner Seele Fragen Antwort giebt: —
Dann seufz' ich oft: O wär' ich mehr verstanden,
Gewiß, dann wär' ich wohl auch mehr geliebt. —

Dann aber denk' ich: liegt denn nicht mein Wesen
Klar offen Allen denen, die mich lieben?
Sie könnten, mein' ich, jede Silbe lesen,
Die Gott in's tiefste Herz mir hat geschrieben.

Doch freilich, was die Liebe hat geschrieben,
Man kann es nur mit Liebes-Augen sehn:
Dann seufz' ich: Würden sie nur mehr mich lieben,
Gewiß, sie würden besser mich verstehn.

Aus den Kämpfen zwischen Glauben und Denken (oben S. 24 f.) sind die folgenden Dichtungen erwachsen:

Sternenhülfe.

Oft schon, wann mir im Gefechte
Muth und Schwert der Feind entwand,
Drückt mir's wieder in die Rechte
Eine unsichtbare Hand.

War die Seele mir verschmachtet,
Liebreich fühlt' ich mich erquickt,
Mild erleuchtet, wenn umnachtet,
Aufgerichtet, wenn geknickt.

Oft, wenn klagend nur nach Oben,
Nicht mehr hoffend, rief das Herz,
Hat's mich wundersam gehoben
Und getragen sternenwärts.

Und deß wird auch meine Seele
Stets getrost und freudig sein,
Daß sie starke Freunde zähle
Droben in den Sternereihn.

Christus.

Und ob der trübe Wahn der trüben Leute,
Du Mann der Mildheit, auf Dein schönes Licht
Aus vollen Händen Schutt und Asche dicht
Jahrhunderte hindurch erstickend streute, —

Es blieb doch Licht, wie das Erlöschen dräute,
Und von Dir lassen kann die Seele nicht,
So wahr Dein Name laut aus Allem spricht,
Was unsre Vorzeit Schönstes schuf bis heute.

Ich will ein Recht an diesen Kirchenhallen,
An diesen sternenäugigen Madonnen,
Ein Recht an Deiner Abendglocken Schallen: —

Du bist die Quelle, die die Welt durchronnen,
Licht ist Dein Weg und Lieben ist Dein Wallen,
Und es verdorrt, wer läßt von diesem Bronnen.

Der Gott der Gnade.

Was jene Priester sagen, es klingt mir fast wie Spott,
Daß in des Unglücks Tagen das Herz sich kehrt zu Gott,
Um feig zu Dem zu jammern, den's einst im Glück verließ,
Sich an den Hort zu klammern, den's frevelnd von sich stieß.

Mein Herz ist andern Schlages, wird feig durch Unglück nicht,
Das Leid des trüben Tages trag' ich als Strafgericht.
Doch wenn der Strahl von Oben, wenn Freude mich befällt,
Dann brauch' ich, ihn zu loben, den Herrgott in der Welt.

Die geweihte Schaar.

Gebt auf den Kampf, denn wir sind unbezwingbar,
Denn mit uns ist der Weltgeschichte Gott:
Und euer Ziel ist ewig unerreichbar,
Das Unsre ist's, — wenn auch in Ewigkeit.
Blickt rückwärts auf das Schlachtfeld der Geschichte,
Auf dem wir streiten, seit Gedanken sind,
In welcher Schlacht ward schon der Geist zu nichte?
Wann habt ihr überwunden die Vernunft?
Wollt ihr an euch wahr machen eure Sagen,
Von einem Geiste, der sich selbst verdammt,
In Ewigkeit verzweiflungsvoll zu schlagen
Die Schlacht mit Dem, den er allmächtig weiß?
Zu uns steht Keiner, der sich nicht verbürgte
Für seines Geistes edelsten Gehalt, —
Nicht in der Wiege schon zwei Schlangen würgte:
Den Aberglauben und die Todesfurcht.

Warnung.

Wohl euch, ihr frommen sanften Seelen,
Die sich, wenn's Nacht wird um sie her,
Den Blumen ähnlich, Gott empfehlen,
Und fürder dann nicht sorgen mehr;

In jedem Sterne könnt ihr sehen
Ein Vaterauge wachsam, mild,
Und Engel hört ihr schützend gehen
Vor eurem Schritt mit treuem Schild.

Quält euer Herz mit scharfem Sporne
Die wilde Reiterin, die Schuld: —
Ihr tröstet euch: des Gottes Zorne
Ob siegt des Gottes Vaterhuld.

Umschattet euch mit düsterm Grauen
Der Welt unendlich Schmerzen-Los, —
Ihr bergt, das Unheil nicht zu schauen,
Das müde Haupt in Glaubens Schos.

Wohl euch! — Doch blickt mit scheuer Achtung
Auf eines Geistes Kampf und Schmerz,
Der aus Lebens Angstumnachtung
Nicht kindlich fliehet himmelwärts:

Der, starrt des eh'rnen Schicksals Walten
Mit dem Gorgonenblick ihn an,
In keines Vaters Mantelfalten
Sich, Rettung suchend, hüllen kann:

Er steht allein: er darf nicht wanken,
Sonst überstürmt ihn wild das Meer —

Sein einz'ger Anker im Gedanken
Und Sturm und Brandung rings umher.

Wenn solch ein Geist in schwerer Stunde
Todtmüd, erschöpft, zusammenbricht, —
Dann rühmt euch, daß ihr ohne Wunde,
Ihr sanften, frommen Seelen, nicht!

Zu S. 247. In der ersten Freude über die entdeckte dichterische Begabung entstanden alsbald folgende Verse:

Die Herzenskapelle.

Im Herzen heg' ich eine Stelle,
Die ist so friedlich und geweiht,
Wie eine stille Waldkapelle
In grüner Abgeschiedenheit.

Der laute Tag mit hellem Scheine
Dringt in die süße Dämmrung nie:
Nur leise glimmt vor heil'gem Schreine
Die ew'ge Ampel Poesie.

Die Schönheit.

Die Schönheit ist mein Leben, mein Glück und mein Beruf,
Ihr hab' ich mich ergeben, zu der mich Gott erschuf.
Auf allen meinen Wegen such' ich nur ihre Spur,
Mein Glück, es ist gelegen in ihren Landen nur.

Und wie die Lerche selig im blauen Meere schwebt,
Darin sie silberkehlig den süßen Ton erhebt, —
Tief unter ihr versunken die dumpfe Lebensnoth,
Des reinen Aethers trunken, gewiegt im Morgenroth. —

So meine Seele badet in der Schönheit Ueberschwang,
Weil Gott sie hat begnadet mit klingendem Gesang.

Zu S. 250. Von den vielen Vaterlands- und Freiheitsliedern jener Tage sei nur Eines hier aufgenommen, das unmittelbar nach dem Scheitern der Bewegung von 1848/49 entstand. Hat man doch behauptet, ich sei „erst nach 1870 auf Vaterland

und Deutschthum gerathen". Hätte ich doch jene Herren Beurtheiler schon bei dem Ritterspielen seit 1845 unter Schwert und Bohnenstange nehmen dürfen!

Die thörichte Jungfrau.

Vier Jungfrau'n sah ich liegen in Schlummer wunderbar:
In Zauberschlaf und Ketten jede gebannet war:
So schliefen sie und lagen viel hundert Jahre lang,
Bis sie ein Engel Gottes rief mit Posaunenklang:
Und sieh: auf stolzer Insel regt sich die eine Maid,
Die Ketten fallen klirrend — sie wacht — sie ist befreit;
Und wieder ruft der Engel — und über'm Meer erwacht
Die Zweite von dem Schlummer und bricht des Zaubers Macht;
Es wacht beim dritten Rufe die Dritte freudig auf,
Und setzt die rothe Mütze statt des Lilienkranzes auf.
Und wieder ruft der Engel, und wie in schwerem Traum
Regt sich die vierte Jungfrau wohl unter'm Eichenbaum,

Die Kaiserkrone fällt ihr, die alte, von dem Haupt: —
Doch hat sie nicht dem Engel den Rettungsruf geglaubt:
Sie träumt und schlummert weiter! — Weh deine
Zeit war da,
Hast sie verträumt auf ewig, — weh dir, Germania!

Zu S. 247 f. Kurz vor der ersten Begegnung mit Didosa drückten die nachstehenden Gedichte die ahnungsvolle Sehnsucht nach Schönheit, Liebe, nach irgend einem Geheimniß voll seliger Offenbarung oder Erscheinung aus.

Sympathie.

Es schwebt in liebendem Umfangen
Still um den Himmel hin die Nacht,
In Traum und Frieden ist vergangen,
Was meine Seele bange macht.

Ein tiefes, ahnungsvolles Sehnen
Weht durch die laue, dunkle Luft —
Durch meine Seele zieht ein Wähnen,
Als ob sie eine Andre ruft.

Wer bist Du, die so still und mächtig
Mich anzieht wie der Mond das Meer?
Ich weiß nicht: — doch Du liebst mich mächtig,
Denn meine Seele zittert sehr! —

Abend.

Sehet, es kehret der Abend uns wieder,
Dämmernde Wolken geleiten ihn her,
Himmel und Erde hinauf und hernieder
Waltet ein heilig geheimer Verkehr.

Sterne, ihr Blumen des Himmels, ihr winket,
Blumen, ihr Sterne der Erde, ihr lauscht.
Duftig die Strenge der Schranken versinket,
Sehnende Liebe hat Alles berauscht.

Götter entsenden in ähnlichen Stunden
Segnende Boten in Menschengewand: —
Heil, wer den Gast in der Hülle gefunden
Und ihn an leuchtenden Spuren erkannt.

Zu S. 275 f. Aus den unzähligen Didosa-Gedichten mögen hier einige eingeschaltet werden, welche

für die Grund-Stimmung und für die Richtungen und Wirkungen jener Schwärmerei bezeichnend sind:

Die irdische Madonne.

„— Und die Ritter zogen vor Ascalon und ehe sie den Feind angriffen, knieten sie nieder und beteten brünstig zur heiligen Jungfrau und es ward eine schwere Schlacht; aber die Ritter siegten; und so Viele von ihnen gefallen waren, die lagen Alle treu auf ihren Schilden.“

(Aus einer altfranzösischen Chronik.)

Die frommen Ritter flehten auf Ascalons Gefild
In brünstigen Gebeten zu der Madonna Bild.
Und zu dem heiligen Streite, den Glauben zu befrein,
Die Himmelsjungfrau weihte die edlen Kämpfer ein. —

Die ganze Welt jetzt schmachtet in Lasterfrohn entweiht
Und schnöde Selbstsucht nachtet auf der edlen Menschlichkeit:
Drum ziehn auf allen Wegen viel Ritter aus zum Streit:
Kein Priester spricht den Segen, uns giebt nur Gott Geleit.

Auf diesem Kreuzzug führ' ich des Menschenthums Panier,
Dich, Erdenjungfrau, kür' ich zur Schutzpatronin mir,
Und zu Dir will ich beten, Du hold Madonnenbild,
Wie einst die Ritter flehten auf Ascalons Gefild.

Du segne meine Waffen, gieb Siegeszuversicht,
Laß mir den Feind entraffen mein freudig Banner nicht,
Fromm halte mich im Glauben zu der Geschichte Gott,
Die Hoffnung laß mir rauben nicht durch der Feinde Spott.

Rein halte mich im Handeln, als müßt ich alle Zeit
Vor Deinen Augen wandeln, Du makellose Maid,
Treu halte mich im Lieben, wie die Ritter ihrem Schild
Im Tod noch treu geblieben auf Ascalons Gefild.

O Heil Dir, daß Du liebest.

O Heil Dir, daß Du liebest, Du heißes junges Blut,
Wie rettungslos sonst triebest Du auf empörter Fluth.
Mein Lebenskahn, mein schwanker, längst sank er sicherlich
Hielt nicht, ein heil'ger Anker, die starke Liebe mich.

Abschied.

Laß mich ziehn, ich kehre wieder
Wie ich scheide treu und rein:
Fällt der Bau des Himmels nieder,
Meine Treue fällt nicht ein.

Sieh', der Wald läßt furchtlos wandern
Seine Vöglein über's Meer,
Weil er weiß, es zieht vom andern
Strand sie sicher wieder her.

Furchtlos durch das Weltgewimmel
Läßt der Stern den Stern entfliehn,
Wissend, durch den ganzen Himmel
Zieht's zur alten Stelle ihn.

Soll nicht Liebe fester binden
Herz an Herz als Stern an Stern, —
Heimwärts soll die Schwalbe finden,
Und die Seele bliebe fern?

Denk' von Liebe nicht so nieder,
Und von Treue nicht so klein:
Laß mich ziehn — ich kehre wieder,
Wie ich scheide, treu und rein.

Der alte Lindenbaum.

Bei Liebchens Haus am Waldes-Saum
Am niedern Gartenthor,
Da steht ein alter Lindenbaum
Mit grünem Haupt davor.

Als ich nun scheiden hab' gemüßt
Und in die Fremde fort
Hab' wandern müssen ungeküßt
Und sonder Abschieds-Wort, —

Hab' ich den alten Lindenbaum
Zum Wächter treu bestellt:
„Ich wandre jetzt, mein lieber Baum,
Wohl in die weite Welt;

So halte Du in guter Wacht
Mein Lieb und flüstre ihr
In's Schlafgemach bei lauer Nacht
Manch' leisen Gruß von mir.

So lang ihr Herz bleibt treu und rein,
Laß ihr zu Lieb und Ehr'
Lobsingen Deine Vögelein,
Als ob ich's selber wär'.

Doch steht ein böser Gast davor,
Der ihr die Treue raubt,
So schüttle, öffnet sie das Thor,
Dein ehrenfestes Haupt.

Vom Wipfel bis zur Wurzel hin
Mit Rauschen rüttle Dich,
Und ruf' ihr warnend in den Sinn,
Wie tief sie kränke mich.

Jetzt lebe wohl, mein Baum. In Acht
Halt's Liebchen rein und fromm:
Gott gebe, daß Du treu gewacht,
Wann ich einst wieder komm'!"

Zu S. 296. Die meisten der vielen Gedichte, welche die Pflicht der strengsten Entsagung und Freuden-Ertödtung lehren, gehören den ersten Jahren des Lebens und Arbeitens an der Hochschule an: aber manche entstanden schon 1850: so das nachfolgende, das die Freude wenigstens noch nicht völlig verwirft —: in der Folge ward die Schwermuth noch immer düsterer, die mönchische Selbstpeinigung noch immer strenger:

Rath.

Laß niemals seitwärts Deinem Pilgerpfade
Dich fortziehn bunter Freuden Blüthenranken,
Die lockend links und rechts am Wege schwanken: —
Dein Ziel ist fern, — drum sei Dein Gang gerade.

Schon Mancher, daß ihn nicht vergebens lade
Die rothe Heckenrose an den Planken,
Sprang, sie zu sah'n, mit lustigen Gedanken —
Und — — fand sich nie zurück zu seinem Pfade. —

Doch also gnädig ist des Himmels Gnade,
Daß Manchem, welcher fortschritt ohne Wanken,
Damit die Tugend nicht am Glück ihm schade,

Die lieblichsten, die allerschönsten Ranken
Von selbst erwuchsen mitten auf dem Pfade: —
Die freilich pflücke dann mit frommem Danken.



